

**Aufreger: Christian Levrat, Geri Müller, Nicolas Sarkozy, Dolly Parton**

Nummer 9 – 1. März 2012 – 80. Jahrgang  
Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.40

# DIE WELTWOCHEN



## **Die Griechen der Schweiz**

Warum die Romands weniger arbeiten und höhere Renten beziehen.

*Von Andreas Kunz*

## **Drama um die Therme Vals**

Grosses Kino in einem Bündner Bergdorf. *Von René Lüchinger*

## **«Männer sind emotionale Kapitalisten»**

Soziologin Eva Illouz über den modernen Beziehungsmarkt.

*Von Franziska K. Müller*



Bis Konstrukteur und Designer Johann Munz aus einem Klassiker einen modernen Klassiker gemacht hatte, wollte er nicht ruhen.



## Warum sollte Ihr Berater ebenso auf *Details* achten wie der Schweizer Designer Johann Munz?

Die SIGG-Trinkflaschen waren schon immer beliebt.

Aber erst als Johann Munz ihr Design mit dem genial einfachen Ringverschluss perfektionierte, wurden sie endgültig zum Kultobjekt.

Dieses Streben nach ständiger Weiterentwicklung sollten Sie auch von Ihrem Berater erwarten können.

Darum unterstützen und beraten wir Sie ebenso unermüdlich und engagiert in sämtlichen finanziellen Angelegenheiten.

Und bis Sie davon überzeugt sind, dürfen Sie sich auf eines verlassen:

150  
Jahre

*Wir werden nicht ruhen*



[www.ubs.com/wirwerdennichtruhen](http://www.ubs.com/wirwerdennichtruhen)

## Intern

Immer wieder wird die Schweiz in europäischen Zeitungen als Vorbild und «Hort der Demokratie» gelobt, wo «die verschiedensten Kulturen friedlich zusammenleben». Während in der EU die Deutschen zunehmend an ihren südländischen Partnern verzweifeln, hat die Eidgenossenschaft die französische, italienische und deutsche Kultur längst zu einem Bundesstaat vereint. Aber wie funktioniert das? Und vor allem: Wer bezahlt das? Unser Redaktor Andreas Kunz wühlte sich eine Woche lang durch dutzende Studien, Tabellen und Untersuchungen. Sein Befund ist klar und deutlich: Die Romands sind die Griechen



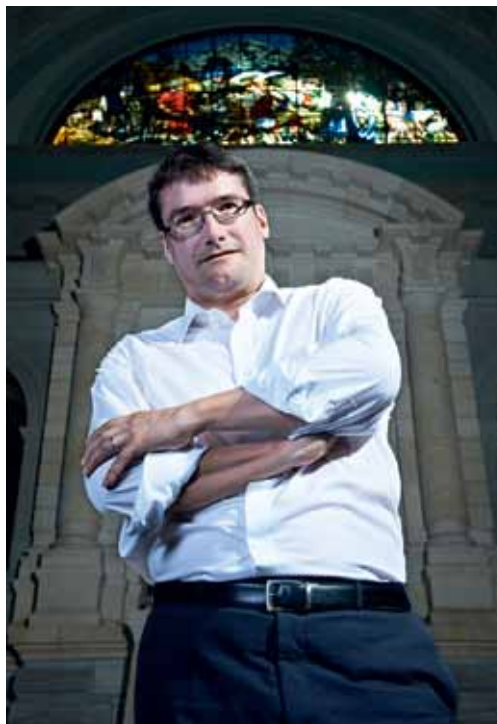
Griechen der Schweiz: Genf.

der Schweiz. Obwohl sie von den Deutschschweizern mit Milliarden unterstützt werden, fühlen sie sich stets benachteiligt und dominiert. Genauso wie Griechenland in der EU. Seite 20

Zwei Wochen lang recherchierte René Lüchinger rund um das Drama im Bündner Bergdorf Vals. Er musste verhindern, von einer der beiden verfeindeten Seiten instrumentalisiert zu werden. Auf der einen Peter Zumthor, Star-Architekt, Schöpfer der weltberühmten Therme. Auf der anderen: Pius Truffer, Steinbruch-Unternehmer und Therme-Präsident. Oft meldete sich einer namens Schmid bei unserem Journalisten. Viele heissen Schmid in Vals, und Lüchinger musste herausfinden, auf welcher Seite dieser Schmid steht. Seite 42

Die Nachrichten, die uns aus dem freiburgischen Bulle erreichten, waren überraschend.

Ehemalige Kollegen von SP-Präsident Christian Levrat, die mit ihm in den späten achtziger und den neunziger Jahren gemeinsam im lokalen Schachclub spielten, berichten über eine Kapitel in der Karriere des populären Politikers, das bisher nicht bekannt war. Kein Geheimnis ist, dass Levrat damals den Jungliberalen angehörte. Nicht bekannt war, dass er, wie die Ex-Kollegen versichern, Rechtspoli-



Von rechts nach links: SP-Präsident Levrat.

tiker wie den damaligen Chef des französischen Front national, Jean-Marie Le Pen, bewunderte. Inlandchef Philipp Gut hat die Hintergründe dieser kurvenreichen Politikerkarriere recherchiert und sich mit Levrat im Bundeshaus zu einem Gespräch getroffen. Überraschende Freude, so viel sei an dieser Stelle verraten, kam beim heute stramm links politisierenden SP-Präsidenten nicht auf. Dabei sind solche politischen Seelenwanderungen nichts Aussergewöhnliches. Auch Levrats heutiges Vorbild Mitterrand – damals war er noch für dessen bürgerlichen Rivalen Chirac – begann einmal bei den Rechten. Seite 26

Als unsere Autorin Franziska K. Müller um ein Interview bat, wollte die renommierte israelische Soziologin Eva Illouz zuerst genau wissen, um welche Art der Publikation es sich bei der *Weltwoche* handelt: Auflage, politische Ausrichtung sowie im Heft bereits porträtierte Persönlichkeiten von internationalem Format mussten genannt werden. Das Gespräch über moderne Beziehungen drehte sich unter anderem um den Illouz' Befund, dass Frauen auf dem Partnermarkt benachteiligt sind. Illouz rät darum den Frauen, ihren Kinderwunsch nicht von romantischer Liebe abhängig zu machen. Seite 48

Ihre Weltwoche

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

**E-Mail:** redaktion@weltwoche.ch

**E-Mail:** leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

**E-Mail:** verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

**E-Mail:** aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 218.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (*Leitung Inland*)

**Produktionschef:** David Schnapp

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehriger,

Pierre Heumann, Andreas Kunz, Peter Keller,

Christoph Landolt, Daniela Niederberger,

Alex Reichmuth, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Mark van Huisseling

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Peter Holenstein,

Hansrudolf Kamer, Wolfram Knorr,

René Lüchinger, Dirk Maxeiner,

Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller,

Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,

Kurt Pelda, Pia Reinacher,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Adam Schwarz (*Leitung*),

Patrick Kull (*Assistent*)

**Layout:** Tobias Schär (*Leitung*),

Silvia Ramsay

**Korrektur:** Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

**Geschäftsführer:** Sandro Rüeegger

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Jean-Claude Plüss (*Leitung*),

Christine Lesnik (*Leitung Stilausgaben*),

Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch

**Internetverkauf:** Stailamedia

**Tarife und Buchungen:** Tel. 044 500 13 50,

info@stailamedia.com

**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

**Paperboy:** Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/paperboy





## ATEMBERAUBEND SCHÖN. UNWIDERSTEHLICH EFFIZIENT. DER JAGUAR XF 2.2 DIESEL.

Erleben Sie den neuen JAGUAR XF und damit höchste Effizienz. Mit seiner neuen Optik, dem aufgewerteten Interieur und den effizientesten Hightech-Motoren aller Zeiten lässt er keine Wünsche offen. Dank seinem sparsamen 2.2-Liter-Diesellaggregat mit 8-Stufen-Automatik und innovativer Stopp/Start-Technologie erzielt er einen Normverbrauch von lediglich 5.4 Liter auf 100 km und erreicht damit die Energieeffizienz-Kategorie A.

Geniessen Sie den grosszügigen Luxus, den Sie sich schon immer gewünscht haben, und das zu Konditionen, von denen Sie bisher nur träumen konnten. Kontaktieren Sie noch heute Ihren JAGUAR-Fachmann für eine Probefahrt. [www.jaguar.ch](http://www.jaguar.ch)



Kompetenz und Dienstleistung  
bei Ihrem JAGUAR-Fachmann.

**Zum sensationellen Swiss Deal Preis: CHF 59 500.–\***

- 8-Stufen-Automatik
- Stopp/Start-Technologie
- 5.4 Liter/100 km
- Energieeffizienz-Kategorie A
- 3 Jahre JAGUAR Free Service\*

# JAGUAR | XF

## Was brachte der Beitritt? Und eine alte journalistische Sünde. Von Roger Köppel

Nein, man ist kein ausländerfeindlicher Isolationist und auch kein psychisch angeschlagener Modernisierungsverlierer, wenn man sich ernsthaft und zweifelnd die Frage stellt, ob der Uno-Beitritt der Schweiz wirklich etwas gebracht hat. Vor zehn Jahren schrieb ich in der *Weltwoche* für die Mitgliedschaft, vielleicht auch deshalb, weil ich kurz zuvor den damaligen SVP-Nationalrat Ueli Maurer wegen seiner Kritik an den geplanten Swissair-Subventionen als «staatsmännisch» gelobt hatte, was mir natürlich umgehend schlimme Vorwürfe seitens der Kollegen einbrachte. Der Verleger Michael Ringier, sichtlich entsetzt, sagte damals in einem Interview mit einer seiner Zeitungen, dass einer, der Ueli Maurer ernsthaft zum Staatsmann erkläre, «intellektuell zulegen» müsse. Mittlerweile ist Maurer Bundesrat, also offizieller Staatsmann, gefeiert vor allem in den Ringier-Zeitungen, die seit Michael Ringiers Interview intellektuell offenkundig nachgelassen haben.

Gross also war die Kritik an meinem Maurer-Artikel – auch die *NZZ* lachte mich aus –, so dass ich mich in einer schwachen Minute gedrängt sah, Asche auf mein Haupt, durch einen weltoffenen, intellektuell hochstehenden Uno-Artikel verloren geglaubte Sympathien zurückzuholen. Ich sprach mich mit Argumenten, an die ich mich nicht mehr erinnere, für die unbedingte Notwendigkeit eines Beitritts aus. Vermutlich fielen Begriffe wie Solidarität, Zukunft, alte Zöpfe, es ging um moralischen Universalismus und, natürlich, um die durch eine Uno-Mitgliedschaft zu erwartende Aufwertung der internationalen Position der Schweiz. Mit Sicherheit habe ich darüber schwadroniert, dass unser Land seine Interessen dank der Uno viel besser einbringen und bei internationalen Konflikten vorbildhaft in Erscheinung treten könne. Mein Leitartikel dürfte ungefähr die Substanz jener Erläuterungen gehabt haben, mit denen Peter Maurer, Staatssekretär im Aussendepartement (EDA), heute die angeblich unabwiesbaren Vorteile des Schweizer Uno-Beitritts darlegt. Maurer sagte der Depeschagentur, dass die Schweiz dank der Uno weltweit mehr Mitsprache habe, ihre Interessen besser einbringen könne und ihre Vermittlerrolle in internationalen Konflikten gestärkt sehe.

Ich frage mich inzwischen, auf welchem Planeten Staatssekretär Maurer lebt. Wenn man die letzten zehn Jahre Revue passieren lässt,



*Abstieg in die Normalität.*

dann sehen wir keine Aufwertung, sondern eine Abwertung der Schweiz. Leider. Die Zeit vor dem Uno-Beitritt wirkt wie ein ferner paradiesischer Zustand, in dem die Schweiz, allseits geachtet, in ihrer Souveränität respektiert und trotzdem als vorbildliches Mitglied der sogenannten Völkergemeinschaft empfunden wurde. Die Nichtmitgliedschaft gab der Schweiz etwas Spezielles, Eigenständiges. Sie beherbergte in Genf zahlreiche internationale Organisationen, blieb aber gleichzeitig auf Distanz zu ihnen. Die anspruchsvolle Sonderstellung hatte exklusiven Charakter, war ausserordentlich. In der Wirtschaft würde man von einem komparativen Vorteil sprechen. Eine russische Bekannte, die eben ihr Kunstgeschichtestudium in Moskau beendet hatte und in die Schweiz gezogen war, sagte mir im unmittelbaren Nachgang zur Uno-Abstimmung 2002 regelrecht enttäuscht, dass sie nicht verstehen könne, warum die Schweiz ihren Sonderstatus preisgegeben habe. Sie sprach von einem «Abstieg in die Normalität».

Es gibt Leute, die es ausdrücklich gut finden, wenn die Schweiz sich allen andern bis zur Unkenntlichkeit angleicht. Ich kann darin keinen Vorteil sehen, sondern eine Gefährdung. Wenn der Kleine alles gleich macht wie die Grossen, ist er nur noch klein. Hat uns die Uno-Mitgliedschaft stärker gemacht? Ich bezweifle es. Die Schweiz ist seit zehn Jahren unter verschärftem ausländischem Druck, ihre freiheitliche Rechtsordnung unfreier zu machen und den tieferen internationalen Standards anzu-

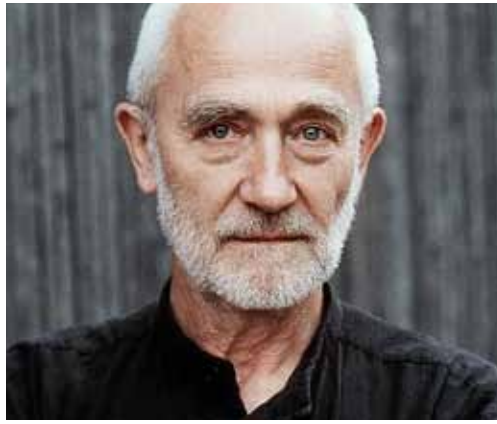
passen. Wir müssen bei den Steuern nachgeben, beim Bankkundengeheimnis, das bis vor kurzem noch als «unverhandelbar» galt. Die EU verlangt von uns, dass wir ihre Gesetze automatisch übernehmen. Die Amerikaner zwingen uns rückwirkende Strafnormen auf, um ihre gewaltigen Staatsdefizite durch die Behändigung von Steuersündern auszugleichen. In der OECD werden Massnahmen verfügt, die die Schweiz betreffen, aber die Schweiz, die als Gründungsmitglied zustimmen müsste, wird nicht einmal gefragt. Internationale Gerichtshöfe mischen sich in unsere Rechtsprechung ein. Die Legitimität von Volksabstimmungen wird in Zweifel gezogen, wenn es zu Ergebnissen kommt, die dem Ausland nicht passen. Mag sein, dass sich diese Konflikte ohnehin ergeben hätten, aber der Uno-Beitritt hat mit Sicherheit keine Stärkung unserer unabhängigen Position gebracht, sondern er dürfte eher den Eindruck verschärft haben, dass auch die Schweiz sich endlich internationalen Organisationen öffnet und damit ganz allgemein weniger eigensinnig und anpassungsfähiger geworden ist. Durch den Uno-Beitritt hat die Schweiz ihre Stellung nicht gefestigt, sondern aufgeweicht, weil sie von ihrer institutionellen Eigenständigkeit abrückte, auf Distanz ging zu ihrem Erfolgsmodell. Abstieg in die Normalität.

Dank der Uno muss sich die Schweiz durch den von ihr mitgegründeten Uno-Menschenrechtsrat periodisch als rassistisches Land beschimpfen lassen. Sie darf regelmässig beträchtliche Millionenbeträge an die Weltorganisation entrichten. Werden wir deshalb mehr respektiert, sind unsere Interessen seither leichter durchsetzbar? Das wird behauptet, aber die Effekte bleiben unsichtbar. Ich habe den Eindruck, dass die Schweiz, je mehr sie sich institutionell einbinden lässt, nur weitere Begehrlichkeiten weckt, sie immer weiter einzubinden. Ich halte die Behauptung, die Schweiz werde ihre Interessen innerhalb von grossräumigen Organisationen besser einbringen können als allein, für ausgemachten Unsinn. Die letzten Jahre haben gezeigt, dass demokratische und rechtsstaatliche Verfahren in grenzübergreifenden politischen Konstrukten verwildern. Zum Nachteil der Kleinstaaten, die, eingebunden, am Ende mittragen müssen, was die Grossen entscheiden. In der EU bestimmen heute Deutschland und Frankreich. Was Merkel und Sarkozy vorbereiten, wird von den Mitgliedstaaten übernommen.

Nein, die Schweiz ist durch den Uno-Beitritt nicht untergegangen. Vielleicht ist es ein Zufall, dass ausgerechnet das Jahrzehnt des Uno-Beitritts die Schweizer Souveränität erschütterte. Sicher aber hat der Uno-Beitritt die Abwehrkräfte, am Modell der institutionellen Unabhängigkeit festzuhalten, geschwächt. Ohne greifbaren Gegenwert.



*Volles Engagement:* Nationalrat Müller. Seite 28



*Lebenswerk:* Architekt Zumthor. Seite 42



*Unter Beschuss:* Präsident Sarkozy. Seite 38



*Schon wieder:* Oscar-Gewinnerin Streep. Seite 54

## Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar** Der Preis des Weissgolds
- 9 **Im Auge** Gina Rinehart, australische Dichterin
- 10 **Kommentar** Zwei Papis oder zwei Mamis
- 11 **Personenkontrolle** Beyeler, Montanari, Seiler, Furrer etc.
- 11 **Nachruf** Hazy Osterwald, Musiker
- 12 **Der nette Psychopath von nebenan**  
Widersprüche im Prozess gegen den Mörder von Lucie
- 14 **Die Deutschen** Skandalöse Sätze
- 14 **Wirtschaft** Das Geld der anderen
- 15 **Ausland** Obama verliert jüdische Wähler
- 16 **Mörgeli** Die Milch des frommen Staatsdenkens
- 16 **Bodenmann** Endlich Aldi-Preise für Solarstrom
- 17 **Medien** Murdoch und Muhammad
- 17 **Kostenkontrolle** Fr. 108 236.– wegen des Scan Center Zürich
- 18 **Leserbriefe/** Darf man das?

## Hintergrund

- 20 **Die Griechen der Schweiz**  
In jeder Negativ-Statistik liegen die Welschen vorn
- 24 **Eigener Herd ist Rot-Grün Goldes wert**  
Rote und Grüne mobilisieren gegen die Bauspar-Initiative

## 26 Sie nannten ihn «Fascho»

Von Le Pen zu Marx: Die kurvenreiche Karriere von SP-Präsident Christian Levrat

## 28 Mit Räucherstäbchen für den Frieden

Selbst politische Gegner hegen Sympathien für den grünen Nationalrat und Hamas-Gastgeber Geri Müller

## 30 Auf dem Holzweg

Schweizer Holztransporteure kritisieren die SBB

## 31 Güterverkehr Händler weichen auf Lastwagen aus

## 32 «Es muss allen wohl sein»

Chefökonom Daniel Lampart über die wirtschaftspolitischen Rezepte seines Schweizerischen Gewerkschaftsbundes (SGB)

## 34 Die verlorene Ehre des Peter Gleick

Die Auseinandersetzung unter Klimaforschern wird schärfer

## 37 Parteienfinanzierung Wer hat mehr Geld für Propaganda?

## 38 Misstritt in den ersten Minuten

Abwahl oder tiefgreifende Reformen? Porträt des französischen Präsidenten Nicolas Sarkozy

## 40 Pleite-Republik Deutschland

Das Elend der in die Jahre gekommenen Wohlfahrtssysteme

## 42 Drama um die Therme Vals

Im Bündner Bergdorf Vals tobt seit Jahren ein Kampf um die Therme. Mittendrin steht Stararchitekt Peter Zumthor

## 46 Pures blondes Gold

Dolly Parton ist eine der erfolgreichsten und cleversten Unternehmerinnen der Pop-Industrie



«Wenn wir nach innen schauen, sehen wir oft nur ein Chaos»: Soziologin Illouz. Seite 48

## Interview

### 48 [«Männer sind emotionale Kapitalisten»](#)

Liebesleid sei keine Folge gestörter Psyche, und der freie Partnermarkt bringe die Frauen ins Hintertreffen, sagt die renommierte Soziologin Eva Illouz

## Stil & Kultur

### 52 [Stil & Kultur Schwindelgefühle](#)

### 54 [Bestseller](#)

### 54 [Das Preis-Rätsel](#)

Für «The Iron Lady» erhielt Meryl Streep am Sonntag ihren dritten Oscar. Trotzdem ist Hollywoods meistgeehrter Star kein Publikumsliebhaber

### 56 [Literatur](#) Der bedeutende 82-jährige Schriftsteller Paul Nizon

### 57 [Jazz](#) Charlie Rouse und Julius Watkins

### 58 [Top 10](#)

### 58 [Kino](#) «We Need to Talk About Kevin»

### 59 [Fernseh-Kritik](#) Oscar-Verleihung

### 60 [Namen](#) Patrizier adoptierte seinen Enkel

### 61 [MvH](#) Ich, der Wohlmeinende

### 61 [Gesellschaft](#) Schlitzauge

### 62 [Die Besten](#) Von der Sonne geküsst

### 63 [Im Gespräch](#) Mimi Mollerus der Maison Mollerus

### 64 [Wein](#) Corton-Charlemagne Grand Cru 2009

### 64 [Thiel](#) Auf dem Sozialamt

### 65 [Auto](#) Lexus RX 450h Edition

### 66 [Hochzeit](#) Sheryl Paul und Dave Finn

## Autoren in dieser Ausgabe

### Beni Frenkel



Der 35-jährige Journalist, Kolumnist und Blogger hat unter anderem für NZZ Folio, das Magazin und den Nebelspalter geschrieben. In seinem

Beitrag kommentiert er die Anliegen von Schwulen und Lesben, die heute mit massiver politischer Lobbyarbeit propagiert werden. Seite 10

### Christopher Caldwell



Der renommierte amerikanische Journalist und Buchautor Christopher Caldwell richtet seinen Blick immer wieder nach Europa. In dieser Ausgabe

porträtiert er den französischen Präsidenten Nicolas Sarkozy, der möglicherweise kurz vor seiner Abwahl steht. Seite 38

## Abonnenten profitieren.



Wöchentlich ausgewählte Angebote aus den Bereichen Unterhaltung, Kultur und Reisen.

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

**DIE WELTWOCH**

Jetzt 2 x  
profitieren...

**30%** Rabatt vom empfohlenen Verkaufspreis -  
Shampoo, Kuren & Styling für perfektes Haar

Gutscheincode

**rfpe632**

www.haar-shop.ch

**GOLDWELL**  
CLOSER TO STYLISTS. CLOSER TO HAIR.

**REDKEN**  
17TH AVENUE NYC

**KÉRASTASE**  
PARIS

**L'ORÉAL**  
PARIS

**PROFESSIONAL**  
**SEBASTIAN.**

SP

**WELLA**  
PROFESSIONAL

**Schwarzkopf**  
PROFESSIONAL

**WIN 5 x**



Wenn Sie jetzt bis zum 30.4.2012 bei haar-shop.ch eine Bestellung aufgeben, nehmen Sie automatisch an der Verlosung von 5 GERDA SPILLMANN Gesichtspflege-Sets (Wert je CHF 108.-) teil.

Wer bis zum 30. April 2012 bei haar-shop.ch eine Bestellung aufgibt, nimmt automatisch an der Verlosung teil. Wenn Sie nur am Wettbewerb teilnehmen wollen, senden Sie bitte eine E-Mail an info@haar-shop.ch, mit dem Betreff «Wettbewerb Weltwoche». Beim Rabattwert handelt es sich um einen Abschlag von 30% vom empfohlenen Verkaufspreis. Der Gutschein ist nicht kumulierbar und der Wert des Gutscheins kann nicht gegen Bargeld eingelöst werden. Gültig bis 31. August 2012.



## Der Preis des Weissgelds

Von Kurt Pelda — Die Abkehr vom Schwarzgeld hat Liechtenstein viel Lob eingebracht. Doch der Richtungswechsel ist nicht ohne Einbussen zu haben.



«Modell Ländle»: Sitz der LGT Group in Vaduz.

Soll die Schweiz von ihrem kleinen Nachbarn Liechtenstein lernen? Während sich Bern im Steuerstreit mit den USA und der EU schwertut, hat das Fürstentum angeblich die Nase vorn. Lange vor der Schweiz hat das Ländle eine Weissgeldstrategie ins Auge gefasst. Vaduz versucht nun, den Finanzplatz neu auszurichten. Aus dem Pfuhl der Steuersünder und Geldwäscher soll schon bald ein Musterknabe des Weissgelds auftauchen. Mit der sogenannten Liechtenstein-Erklärung von 2009 wagte das Fürstentum den Spagat zwischen der teilweisen Bewahrung des Bankgeheimnisses und der Kooperation mit dem Ausland in Steuerfragen. Das Gelingen dieses Experiments ist für Liechtensteins Wirtschaft überlebenswichtig, denn der Finanzplatz trägt rund dreissig Prozent zum Bruttoinlandprodukt bei.

Dass sich das Nachbarland bemüht, bilaterale Steuerabkommen abzuschliessen, und dass es Amtshilfe bei Steuerhinterziehung gemäss den Standards der Organisation für wirtschaftliche Entwicklung und Zusammenarbeit (OECD) leistet, ist auch von hiesigen Medien gewürdigt worden. Manche loben das Fürstentum deswegen sogar über den Klee. Die *Sonntagszeitung* sprach kürzlich vom «Modell Ländle» und gab Bern damit einen klaren Fingerzeig. Doch der Wandel vom Saulus zum Paulus hat seinen Preis. Zwischen

2007 und 2010 – über neuere Statistiken verfügt das Modell-Ländle nicht – schrumpften die Gewinne der liechtensteinischen Banken um mehr als 20 Prozent. Und die betreuten Kundenvermögen sind im selben Zeitraum um fast 30 Prozent eingebrochen. Der entsprechende Rückgang betrug in der Schweiz 24 Prozent. Ein grosser Teil davon erklärt sich in beiden Ländern mit der Finanz- und Schuldenkrise, die seit 2008 andauert.

### Ein Vorbild für die Schweiz?

Letztes Jahr allerdings verzeichneten zwei der drei grössten Banken im Fürstentum einen besonders herben Gewinneinbruch. Die liechtensteinische Landesbank und die VP Bank mussten ausserdem beim Neugeldzufluss deutliche Einbussen hinnehmen. Etwas anders sah es beim Finanzinstitut des Fürsten, der LGT Group, aus. Allerdings sind dort erst die Zahlen für das erste Halbjahr 2011 verfügbar. Im Vergleich wirken die Resultate von stark im Private Banking engagierten Schweizer Finanzinstituten wie Julius Bär oder Vontobel geradezu solide. Trotz eines Gewinnrückgangs konnten die beiden Banken den Zufluss von Neugeldern nicht nur auf einem ansprechenden Niveau halten, sondern gar noch steigern. Den Verantwortlichen in Liechtenstein ist

»» Fortsetzung auf Seite 10

## Lady Eisenreich



Gina Rinehart, australische Dichterin.

Unlängst hat Gina Rinehart vor ihrem Eigenheim in Westaustralien einen Dreissig-Tonnen-Block aus Eisenerz mit einem eingestanzten, selbstgereimten Acht-Strophen-Gedicht enthüllt. Ein Pamphlet gegen die Regierung ihrer Erzfeindin Julia Gillard, das Kritiker unverzüglich als «das schlechteste Poem des Universums» schmähten. Das Urteil wird die Verseschmiedin, die an Eisen nicht sparen muss, kaum grämen.

Gina Rinehart, 58, ist die Bergbau-Königin Australiens und reicher als der Medienmogul Rupert Murdoch. Aufgewachsen ist sie im Busch, als einzige Abwechslung ihrer Kindheit erlebte sie das Einkaufen am Samstag, wenn ihr Vater die kleine Propellermaschine startete und einige hundert Kilometer weit ins nächste Städtchen flog, die Mutter den Einkaufswagen füllte, die Familie den neuesten Film anschaute, im Hotel übernachtete und am Sonntag zurückschwabte in die Einsamkeit. Ihr Papa, Lang Hancock, suchte Gold und fand, zu seinem Glück, Eisenerz und Kohle. Gina, eigentlich Georgina, erbt 1992 die Minen und schuf einen führenden Rohstoffkonzern. Weil Hancock Prospecting nicht börsenkotiert, sondern ein von Gina Rinehart beherrschtes Privatimperium geblieben ist, kann die Finanzwelt den Wert des Konglomerats der Lady aus Eisen nur schätzen. Das Magazin *Forbes* bewertet es derzeit mit annähernd zwanzig Milliarden Franken.

Geblieben ist Rineharts Menschenscheu. Sie fürchtet nichts so sehr wie eine Entführung und *crowdsourcing*: von Handys ausgespäht zu werden und auf Youtube zu landen. Auf einem Empfang des spanischen Kronprinzen Felipe trug sie einen Sombrero, der ihr Gesicht verschattete, und weigerte sich, ihren Namen preiszugeben. Seit Monaten steht sie im Schlagzeilengewitter und unter Geiz-Verdacht. Drei ihrer vier Kinder verlangen vor dem High Court, dass Mom den Vorsitz der Stiftung abgibt, die den vom Grossvater den Enkeln vermachten 25-Prozent-Anteil an Hancock Prospecting verwaltet. Die verarmte Tochter Hope, 30, drückt die Notrufaste. Sie braucht sofort Geld für Koch, Hausmädchen und Bodyguard. Peter Hartmann

durchaus bewusst, dass der Abschied vom Schwarzgeld seinen Preis hat. Als Folge drohen sinkende Margen und eine Konsolidierungswelle, vor allem unter den kleineren Instituten. Der Finanzplatz im Fürstentum versucht nun, sich neu zu erfinden und den Systemwechsel abzufedern, indem man sich zum Beispiel auf «nachhaltiges Investieren» spezialisiert oder vermehrt Anlagefonds auflegt.

Lässt sich Liechtenstein mit der Schweiz vergleichen? Die Schweiz sah sich mit der drohenden Anklage der UBS in Amerika konfrontiert, während der liechtensteinische Super-GAU der Diebstahl und Verkauf von Bankkundendaten an den deutschen Bundesnachrichtendienst war. Mit der Verhaftung von Klaus Zumwinkel, Chef der Deutschen Post, im Jahr 2008 erreichte die Reputation Liechtensteins den Tiefpunkt, wie es Regierungschef Klaus Tschüscher einmal ausdrückte. Doch die 2009 entwickelte Strategie unterschied sich gar nicht so stark von den Massnahmen, welche die Schweiz praktisch gleichzeitig ergriff. Auch Bern akzeptierte die OECD-Steuerstandards und schaffte damit das Bankgeheimnis für ausländische Kunden ab. Und im Gegensatz zu Liechtenstein hatte die Schweizer Regierung schon längst eine grosse Zahl von Doppelbesteuerungsabkommen mit anderen Staaten abgeschlossen.

### Legalisieren zu Sonderkonditionen

Der grosse Unterschied zwischen den beiden Nachbarn liegt vor allem im Abkommen, das Vaduz mit London abschloss. Künftig müssen britische Kunden nachweisen, dass ihre in Liechtenstein geparkten Vermögen korrekt versteuert sind. Und bis 2015 läuft eine Schonfrist, während der sich britische Steuersünder anzeigen und ihr Schwarzgeld zu Sonderkonditionen sozusagen legalisieren können.

Wer eine Weissgeldstrategie für die Schweiz fordert, sollte sich im Klaren sein: Der Übergang wird Opfer im Private Banking fordern. Mit ausländischen Kunden verdienen schweizerische Vermögensverwalter im Schnitt rund 22 Prozent mehr als mit der inländischen Klientel. Es ist anzunehmen, dass sich dieser Unterschied mit dem hohen Anteil an un versteuerten ausländischen Geldern erklärt. Eine Abkehr vom Schwarzgeld wird die Gewinne der Finanzinstitute schmälern, denn sie verlieren einen Wettbewerbsvorteil gegenüber ausländischen Banken. Die Folge wird eine schmerzhaft Flurbereinigung unter den Vermögensverwaltern sein. Jene Banken, deren Geschäftsmodell in erster Linie auf der Annahme un versteuerten Vermögens basierte, werden am meisten leiden. Finanzinstitute, und dabei vor allem die kleineren Fische im Private Banking, werden verschwinden oder von grösseren Konkurrenten geschluckt werden. Auch in der Schweiz wird man für Weissgeld bezahlen müssen.

## Familien

# Zwei Papis oder zwei Mamis

*Von Beni Frenkel* — Galt früher der Kampf von Schwulen und Lesben ihrer Akzeptanz in der Gesellschaft, wird heute massive politische Lobbyarbeit geleistet.

**K**arl steht in der Küche und bereitet das Frühstück vor. Der 43-Jährige pfeift vergnügt eine Melodie und streicht vier Butterbrote. Gerade hat er mit seinem Lebenspartner Roli, 47, eine Dreiviertelstunde lang lebensbejahenden Morgensex gehabt. Und wenn die beiden Informatiker zur Sache gehen, geht das selten still über die Bühne. Die Wohnung zittert ob des Stöhnens und Jaulens, und die Nachbarin hämmert beim Höhepunkt häufig an die ringhörige Wand. Die beiden Adoptivkinder von Karl und Roli sind mittlerweile auch wach geworden. Müde trotten Boris, 12, und Jolanka, 14, beide geboren in Weissrussland, ins Wohnzimmer und sehen, wie ihr Vater Roli den Po von Vater Karl tätschelt und ihm versonnen «Du kleiner Rammeler» ins Ohrchen flüstert.

### Fehlende Logik

Das hier könnte der ganz normale Morgen einer ganz normalen Familie sein mit zwei ganz normalen schwulen Vätern, die gemeinsam Adoptivkinder aufziehen. Der Bundesrat hatte wohl kaum oben gezeichnetes Bild im Kopf, als er eine Motion des Ständerats zu Teilen guthiess. Die Kleine Kammer wollte, dass den homosexuellen Paaren in der Schweiz generell das Recht zugesprochen wird, Adoptivkinder aufzunehmen. Der Bundesrat stimmt diesem Vorschlag allerdings nur im Falle einer bereits bestehenden

Adoption zu. Ein gemeinsames Sorgerecht für homosexuelle Paare würde also nur dann bewilligt werden, wenn der eine Partner bereits die Aufsicht für ein Kind innehat.

Glücklich, wer einen Doktor in Logik hat und diesen Entscheid versteht! Der Angelpunkt in der Streitfrage Adoption gleichgeschlechtlicher Paare ist das Kindeswohl. Darunter versteht man das Bestreben, dem Kind eine Umgebung zu schaffen, in der es gesittet und unter normalen Umständen aufwachsen kann. Normal aufwachsen bedeutet zum Beispiel nicht, dass das Kind in der Schule oder im Fussballklub gehänselt wird, weil beide Väter zum Elternabend oder Fussballmatch kommen. Insofern ist es herzlich egal, ob Papi Nummer zwei (oder Mami Nummer zwei) schon bei der Geburt dabei war oder halt erst ab dem zweiten Geburtstagsfest.

Doch dieser bundesrätliche Entschluss fügt sich einmal mehr in die Kette von Servilitäten gegenüber homosexuellen Wünschen. Interessant ist dabei die Entwicklung gleichgeschlechtlicher Anliegen in den letzten Jahrzehnten. Galt früher der Kampf von Schwulen und Lesben ihrer Akzeptanz in der Gesellschaft, wird heute massive politische Lobbyarbeit geleistet, die 2007 in der gewonnenen Abstimmung über die eingetragene Partnerschaft gleichgeschlechtlicher Paare gipfelte.

### Wettkampf um die schönste Trauung

Nun wird nochmals ein Gang hochgeschaltet. Diesmal betrifft es die Kinder, die irgendwie heil aus so einer Lebensform rauskommen sollen. Und wieder werden die Gegner des bundesrätlichen Entscheids altbacken dastehen. War früher das Automobil Kennzeichen gesellschaftlicher Modernität, messen sich die westlichen Länder heute im Wettkampf, wer den Schwulen und Lesben die schönste Trauung organisiert. Wer hier nicht mitmachen mag, wagt es immer seltener, Opposition anzumelden.

Natürlich werden aus den Kindern gleichgeschlechtlicher Paare nicht automatisch Monster. Vielleicht wird jemand von ihnen sogar Bundesrat oder Ständerat. Aber die Mehrheit dieser Kinder wird sich spätestens in der Pubertät für seine zwei Papis oder zwei Mamis schämen. Und sich wünschen, dass die restriktive Haltung bezüglich Adoptionen in der Schweiz auch für Schwule und Lesben gegolten hätte. Für Kinderfreunde gibt es ja auch Alternativen zu einer Adoption: World Vision, Unicef, SOS-Kinderdorf, oder der Kauf von Pro-Juventute-Briefmarken.



*Kette von Servilitäten:* Schulkind.

## Personenkontrolle

### Beyeler, Montanari, Seiler, Furrer, Parma, de Weck, Loretan, Sutter, Malama

Am Mittwoch endete eines der trüberer Kapitel in der Neuzeit der Eidgenossenschaft. Der per Ende 2011 abgewählte Bundesanwalt **Erwin Beyeler** (FDP) muss die Verwaltung definitiv verlassen. Weil der Versager allen Instanzen vorgeweint hatte, Lohn- und Pensionseinbussen zu erleiden, stellte ihn sein Untergebener (!) **Ruedi Montanari** für zwei weitere Monate als «Staatsanwalt des Bundes mit besonderen Aufgaben» ein. Die neue Aufsichtsbehörde über die Bundesanwaltschaft unter Bundesrichter **Hans Jörg Seiler** (SVP) hatte die wohl ungesetzliche Amtszeitverlängerung abgesehen. Für die 60-tägige Zusatz-



*Fürstliche Rente:* Ex-Bundesanwalt Beyeler.

zeit ohne erkennbare Aktivität kassierte Beyeler gemäss Arbeitsvertrag vom 15. September Fr. 48 612.85 (Lohn plus Ortszuschlag). Noch wichtiger war ihm aber, dass er am 21. Februar seinen 60. Geburtstag als Chefbeamter begehen konnte. Damit sicherte er sich gemäss «Kaderplan 2» der Pensionskasse des Bundes das Anrecht auf eine lebenslange fürstliche Rente. (*upe*)

«Grosse Bundesbetriebe, Google, Aldi, UBS, McDonald's» – die Kundenliste, die der Berner Lobbyist **Lorenz Furrer** vor der «Rundschau»-Kamera des Schweizer Fernsehens vorzeigen durfte, ist hochkarätig. Nicht erwähnt wurde, dass zu den «grossen Bundesbetrieben» auch die SRG gehört, auf deren Kanal der Werbespot für das PR-Büro Furrer, Hugi & Partner ausgestrahlt wurde. Es hätte auch schlecht ins Bild gepasst. «Rundschau»-Moderatorin **Sonja Hasler** interviewte einen der grössten Lobbying-Kritiker, den Journalisten **Viktor Parma**. Dieser befand, dass «einfach zu viel Geld im Spiel» sei. Parma forderte die Tempelaustreibung – ein Bundeshausverbot für Lobbyisten. Wieder blieb die SRG unerwähnt. Dabei würde ein Lobbyistenverbot den Staatsfunk mit am stärksten treffen. Ende März entscheidet sich, ob die gebührenfinanzierte SRG



*Freipass fürs Bundeshaus:* SRG-Chef de Weck.

auch im Internet Werbung schalten kann. In der neuen Legislatur haben deshalb nicht weniger als vier SRG-Leute von befreundeten Parlamentariern Zutritts-Badges erhalten: SRG-Generaldirektor **Roger de Weck** wurde vom Berner BDP-Nationalrat **Urs Gasche** beschenkt, SRG-Verwaltungsratspräsident **Raymond Loretan** vom Genfer FDP-Nationalrat **Christian Lüscher**. Die abtretende SP-Fraktionschefin **Ursula Wyss** verteilte gleich ihre beiden Zutrittsberechtigungen an SRG-Funktionäre, an **Andreas Schefer** und **Adrian Wüthrich**. Glaubt man SRG-Sprecher **Daniel Steiner**, ist die rekordverdächtige SRG-Delegation «reiner Zufall». Nicht zu den vier hauseigenen Lobbyisten dazugezählt werden dürfen gemäss Steiner die drei Mitarbeiter von Furrer, Hugi & Partner, die ebenfalls im Bundeshaus ein und aus gehen. Das PR-Büro habe lediglich ein Mandat für «Beratung und konzeptionelle Unterstützung in der politischen Kommunikation» sowie ein «Polit-Monitoring»: «Sie sagen uns, wann welche Vorstösse behandelt werden», sagt Steiner. Das Honorar für den «kleinen Auftrag» liege «im sechsstelligen Bereich». (*cal*)

Eine pikante Forderung zum Schutz des heimischen Geschäfts geistert durch die politische Arena: Der Zollfreibetrag soll von 300 auf 100 Franken pro Person gesenkt werden, denn ansonsten kann, zum Beispiel, eine Schweizer Autofahrgemeinschaft mit vier Personen im Ausland für 1200 Franken steuerfrei einkaufen. Ausgerechnet der Basler FDP-Nationalrat **Peter Malama** lanciert jetzt die Forderung im Parlament. Sein liberales Gewissen muss er dafür zuerst an der Garderobe abgeben. (*fsc*)



*Liberales Gewissen:* FDP-Nationalrat Malama.

## Nachruf



*Weltklasse:* Musiker Osterwald.

**Hazy Osterwald (1922–2012)** — Noch am Tag vor seinem Tod probten wir eines seiner Stücke: Zum 90. Geburtstag, den Hazy vorletzte Woche noch feiern durfte, wollten wir ihm in unserem neuen Programm ein wenig bekanntes, eher ruhiges Stück widmen: das Chanson «Mein Frisör weiss das viel besser». Seit 2006 spielen wir in unseren Programmen Osterwald-Hits wie «Kriminaltango», «Panoptikum» oder «Geh'n Sie mit der Konjunktur». Ich kündige Hazy jeweils schalkhaft als verheissungsvollen Jungmusiker an, von dem man noch viel hören wird. Jetzt ist er, der seit zwanzig Jahren an Parkinson litt, an einer Infektion verstorben.

An unseren Konzerten stellen wir fest: Der Name Hazy Osterwald ist noch immer ein Begriff, vor allem in Deutschland, wo er in den 1960er Jahren mit der TV-Sendung «Lieben Sie Show?» für Furore sorgte. Der Bandleader betrieb das Königsgenre der gehobenen Unterhaltung mit äusserster Präzision. Dass er sich vom Feuilleton-Dünkel nie beeindrucken liess, verdient höchsten Respekt: Hazy gab sich nie mit dem Mittelmass zufrieden – er war in seinem Fach Weltklasse. Damit konnte die Schweiz schlecht umgehen: Nie wurde ihm hierzulande die Ehre zuteil, die er für seine Leistung eigentlich verdient hätte.

Bis ins hohe Alter brannte seine Leidenschaft für gute Musik und für den Jazz. Sein letztes Konzert gab er 2005 beim Spatenstich für das Festival da Jazz St. Moritz. Wie hiess es an seinen Konzerten jeweils am Ende? «Die Zeit kommt nie zurück, das, was uns bleibt, ist die Musik.»

*Christian Jott Jenny*

# Der nette Psychopath von nebenan

Von Alex Baur — Daniel Hofmann, der wegen des Mordes an der 16-jährigen Lucie im Aargau vor Gericht steht, weist alle Merkmale eines gefährlichen Psychopathen auf. Trotz einschlägiger Vorstrafe tun sich die Juristen und Psychiater schwer mit seiner lebenslänglichen Verwahrung.



Zielgerichtet und kontrolliert: Prozessbeginn am 28. Februar; Angeklagter Hofmann (M.).

Ted Bundy war ein ausgesprochen charmanter Mann, der wusste, wie man Frauen rumkriegt. Zu seinen bevorzugten Maschen gehörte der «Helfer-Trick». Bundy legte zum Beispiel seinen Arm in einen improvisierten Gipsverband und begab sich mit einer Einkaufstasche auf die Strasse. Notfalls taten es auch Krücken. Stets fand sich eine junge Dame, die bereit war, dem vermeintlich hilflosen Mann die Tasche in die Wohnung zu tragen. Dort schlug er den Frauen jeweils überraschend mit einem schweren Eisen den Schädel ein. Danach strangulierte er seine Opfer und schändete die Leichen.

1989 wurde Ted Bundy in Florida auf dem elektrischen Stuhl hingerichtet. Bis zu seiner Verhaftung im Februar 1978 dürfte er mindestens 28 junge Frauen ermordet haben. Die Opfer waren stets fremde, junge und unreife Mädchen, deren Vertrauen er mit raffinierten Tricks gewonnen hatte. Gelegentlich trat er als

Polizist, Feuerwehrmann oder Wahlhelfer der Republikanischen Partei auf. Seine Waffen waren lautlos und spurentechnisch schwer zu identifizieren. Bisweilen kehrte Bundy an den Tatort zurück, um zu masturbieren.

Unmittelbar vor seiner Exekution gestand Bundy mehrere Morde, die bis dahin als ungeklärt gegolten hatten. Er zeigte sich auch plötzlich bereit, mit einem Psychiater über seine angeblichen Motive zu reden, und gab ein längeres TV-Interview. Die Gerichtsmediziner wurden trotzdem nie klug aus ihm. Sie stellten die unterschiedlichsten Diagnosen, von denen letztlich keine zu überzeugen vermochte. Wahrscheinlich wollte der charmante Bundy, der wegen seiner Anpassungsfähigkeit auch mal als Chamäleon bezeichnet wurde, mit seiner Gesprächsbereitschaft lediglich seine Hinrichtung verhindern. Was in den Tiefen seiner Seele vorging, gab er nie preis.



«Helfer-Trick»: Serienmörder Bundy.



Trauerbekundungen beim Tatort, 2009.

Der Fall Bundy gilt als Meilenstein in der Geschichte der Kriminalistik. Bei den Ermittlungen kamen erstmals Computer, Vorläufer der heutigen DNA-Analysen und Profiler zum Einsatz. Und nicht zuletzt stellte er die forensische Psychiatrie vor Fragen, die heute so virulent sind wie damals: Wie lässt sich ein Psychopath vom Schlage eines Bundy frühzeitig erkennen und stoppen? Ist er therapierbar?

Drei Jahrzehnte nach Bundys letztem Mord hat die Aargauer Justiz über den heute 28-jährigen Daniel Hofmann zu richten. Er wird beschuldigt, am 4. März 2009 die ihm unbekannt 16-jährige Lucie in Zürich auf offener Strasse angesprochen und unter einem perfiden Vorwand in seine Wohnung bei Baden gelockt zu haben. Dort schlug er dem nichtsahnenden Mädchen ohne Warnung mit einer Hantelstange den Schädel ein, danach strangulierte er sein Opfer und schnitt ihm die Kehle durch.

Hofmann schlief neben der Leiche, viele Indizien weisen darauf hin, dass er diese auch sexuell schändete. Zwar bestritt er jede sexuelle Komponente bei der Bluttat stets vehement. Doch all seine Erklärungsversuche – angeblich wollte er mit dem Mord eine Therapie oder seine Rückkehr in den Knast erzwingen – wirken lebensfremd. Obwohl Hofmann den Tatort und Lucies leblosen Körper einer peniblen Reinigung unterzogen hatte, konnten seine Sperma- und Urinspuren beim Opfer nachgewiesen werden.

### **Feste Beziehungen nur zu älteren Frauen**

Die Parallelen zwischen Bundy und Hofmann sind frappant, sogar die Modi Operandi gleichen sich bis ins Detail. Auch Hofmann wird von Freunden als vordergründig angepasster, netter Kerl beschrieben. Es gibt nur einen wesentlichen Unterschied: Hofmann wurde, anders als Bundy, nach seinem mutmasslich ersten vollendeten Mord verhaftet. Fünf Tage nach der Tat stellte er sich der Polizei. Diese fahndete allerdings bereits nach ihm, was er wusste. Die Selbstanzeige würde ins Muster des kühl kalkulierenden Psychopathen passen, der selbst in einer scheinbar ausweglosen Situation noch das Beste für sich herausholt. Trotzdem: Dass in ihm ein potenzieller Serienmörder steckt, muss erst bewiesen werden.

Hofmann wuchs wie Bundy in zerrütteten Verhältnissen auf. Eine Erklärung für das Ungeheuerliche findet sich darin kaum. Würden Patchworkfamilien Psychopathen produzieren, müsste es heute von Lustmördern nur so wimmeln. Hofmann behauptet, als Kind sexuell missbraucht worden zu sein. Seine Angaben zu diesem angeblichen Vorfall sind indes nicht nur widersprüchlich und nebulös, sie liefern auch keine Erklärung für den Mord an einem hilflosen Mädchen. Wie Bundy war er ein Einzelgänger. Feste Beziehungen, die nie von Dauer waren, hatten beide lediglich zu älteren Frauen. Beide betranken sich jeweils vor oder während der Tat, und trotzdem handelten sie in ihrer verquerten Logik ungemein zielgerichtet, kontrolliert und konsequent.

Ted Bundy entwickelte sein Raffinement erst mit der Zeit, den ersten nachgewiesenen Mord beging er im Alter von 27 Jahren. Man kann es als glücklichen Zufall betrachten, dass Daniel Hofmann seine dunkle Seite bereits als 20-Jähriger offenbarte. Im Mai 2003 lockte er eine flüchtige Bekannte in einen Hinterhalt, wo er sie überraschend mit einem Schlagring niederschlug und hernach zu strangulieren versuchte. Das Opfer, das sich totgestellt und den Täter schliesslich mit einem gezielten Griff in die Genitalien ausser Gefecht gesetzt hatte, überlebte die Mordattacke nur dank seiner aussergewöhnlichen Geistesgegenwart.

Aufgrund eines Gutachtens des Aargauer Gerichtspsychiaters Josef Sachs wurde Daniel Hofmann damals in eine Arbeitserziehungs-

anstalt eingewiesen. Man kann sich fragen, wie das Urteil ausgesehen hätte, wenn das Opfer nicht zufällig überlebt hätte. Man mag Gutachter Sachs vorwerfen, Hofmanns Gefährlichkeit verkannt und das Heil in einer Suchttherapie gesucht zu haben. Immerhin befand sich dieser damals in einem Alter, in dem Menschen generell noch als formbar und einer Therapie am ehesten zugänglich gelten.

In der Anstalt Arxhof hat man in den folgenden vier Jahren alles Mögliche getan, um Hofmanns verkorkste Seele zurechtzubiegen. Sein Therapeut erkannte, dass die Alkohol- und Drogenprobleme bloss vorgeschoben waren. Er warnte auch vor den manipulatorischen Fähigkeiten des äusserlich netten und angepassten Zöglings, der sich jeder Auseinandersetzung mit seinem Tötungsversuch und seinen sexuellen Perversionen stur verweigerte.

---

### **Bereits aus der Anstalt heraus versuchte Hofmann Mädchen mit fiktiven Job-Inseraten zu ködern.**

---

Bereits aus der Anstalt heraus versuchte Hofmann junge Mädchen mit fiktiven Stelleninseraten zu ködern. Das war bekannt. Man musste ihn trotz schlechter Prognosen nach vier Jahren entlassen, weil es das Gesetz vorschreibt. Wahrscheinlich kann man nicht einmal der Bewährungshelferin den Vorwurf machen, sie hätte zu wenig dezidiert reagiert, als ruchbar wurde, dass Hofmann bald wieder in die Drogen abglitt. Ein paar Wochen oder Monate Drogenentzug hätten wohl etwas Aufschub verschafft, an seinen perversen Trieben hätte sich nichts geändert.

2004 sprach sich der Souverän für eine unwiderrufliche Verwahrung von nicht therapierbaren Gewalttätern aus. Die Vorlage wurde vier Jahre später umgesetzt in Form von Artikel 64 des Strafgesetzes. Dieser kam bislang allerdings schweizweit erst in einem einzigen Fall zur Anwendung. Stattdessen setzten die Richter auf eine abgeschwächte Variante der Verwahrung, die allerdings mehr Einspruchsmöglichkeiten zulässt als die alte Regelung. Das ursprüngliche Ziel der Vorlage – eine härtere Gangart gegenüber Gewaltverbrechern – wurde damit nicht nur verfehlt, sondern in sein Gegenteil verkehrt.

Voraussetzung für eine lebenslängliche Verwahrung sind zwei Gutachten, die unabhängig voneinander einen gefährlichen Täter für dauerhaft nicht therapierbar erklären. Im Fall Hofmann hat die Aargauer Justiz mit Volker Dittmann und Thomas Knecht zwei erfahrene Gerichtspsychiatern aufgebeten. Beide stellen dem Angeklagten eine denkbar schlechte Prognose. Trotzdem hüteten sie sich davor, das Urteil des Gerichtes vorwegzunehmen, das beraten wird, während diese Zeilen gedruckt werden. Und das mit gutem Grund.

Zum einen ist es fast unmöglich, hinter die Fassaden eines mutmasslich gemeingefähr-

lichen Psychopathen zu blicken. Denn es liegt gerade im Wesen solcher Täter, dass sie die Abgründe in ihrer Seele hermetisch gegen aussen abschirmen und falsche Fährten legen. Knecht bezeichnete das Phänomen in seinem Gutachten als «machiavellistische Intelligenz». Auf die Aussagen eines Psychopathen kann man sich nie verlassen. Nur lassen sich daraus keine Umkehrschlüsse ziehen. Nicht jeder, der sich abschottet und manipuliert, ist ein gefährlicher Psychopath. Den Psychiatern bleibt nichts anderes, als sich eng an die Tat zu halten. Doch diese muss erst rechtsgültig bewiesen werden, und das wiederum ist Sache der Justiz.

Dittmann setzte sich in seinem Gutachten mit nüchterner Zurückhaltung über 75 Seiten mit dieser Problematik auseinander, welche die Grenzen der Psychiatrie aufzeigt. So stellt er etwa fest, dass der begnadete Manipulator Daniel Hofmann die Logik und den Jargon der Psychiatrie in seinen früheren Therapien derart verinnerlicht hat, dass bei ihm die gängigen Methoden versagen. Einen normierten Test etwa, mit dem seine Neigung zu sexueller Gewalt eruiert werden sollte, schnitt Hofmann mit einem Wert ab, der markant unter dem statistischen Schnitt liegt. Wollte man dem Resultat glauben, hätte jeder normale Mann eine höhere Gewaltbereitschaft.

### **Vierjährige Therapie ohne Wirkung**

Wie die polizeilichen Ermittlungen zeigten, sprach Daniel Hofmann in den Wochen vor dem Mord an Lucie über hundert junge Mädchen auf der Strasse an und stellte ihnen verlockende Engagements als Models in Aussicht. Einige folgten ihm aufs Zimmer. Er genoss es, mit den jungen Frauen zu spielen, sie zu manipulieren und zu beherrschen. Die leblose Lucie in seiner Gewalt zu haben, «mit ihr machen zu können, was er will», so Gutachter Knecht, könnte für Hofmann die ultimative Steigerung der Allmachtsfantasien gewesen sein. Aber auch das ist bloss eine Annahme.

Wer die Hemmschwelle des Mordes überschreitet, um seine Triebe zu befriedigen, ist zweifellos gefährlich. Vier Jahre intensive Therapie im Arxhof zeitigten bei Daniel Hofmann keinerlei Wirkung. Doch damit ist die zentrale Frage dieses Prozesses nicht geklärt: Verschliesst sich der Täter, wie das Gesetz es verlangt, «dauerhaft» jeder Therapie?

Die Gutachter Dittmann und Knecht gehen davon aus, dass eine Heilung von Hofmann, sofern sie überhaupt möglich sein sollte, Jahrzehnte in Anspruch nehmen würde. Ganz ausschliessen mögen sie diese Möglichkeit allerdings auch nicht. Die Psychiatrie sei schlicht nicht in der Lage, in diesem Punkt eine verbindliche Aussage zu machen, weil ihr das nötige Wissen fehle. Was unter dauerhaft zu verstehen ist, müssen die Juristen unter sich ausmachen – die Gerichtspsychiatrie kann ihnen die Antwort nicht liefern. ○

## Skandalöse Sätze

Von Henryk M. Broder — Auf den neuen Bundespräsidenten kommt einiges zu.



Alles, was von dem zurückgetretenen deutschen Bundespräsidenten Christian Wulff in Erinnerung bleiben wird, ist der Satz: «Der Islam gehört zu Deutschland.»

Der Satz war weder richtig noch falsch, er war nur banal, wie: «Regen und Sonnenschein gehören zum Wetter.»

Mit Joachim Gauck, der demnächst in das Präsidenten-Palais im Berliner Tiergarten einziehen soll, verhält es sich genau umgekehrt. Noch nicht gewählt, macht er jetzt schon von sich reden, mit Sätzen, die seine Gegner für skandalös halten. So hat er unter anderem die «Occupy-Bewegung» als «unsäglich albern» bezeichnet, woraus ihm nun der Vorwurf gemacht wird, er habe kein Herz für die Nöte der kleinen Leute und mache sich über «soziale Bewegungen» lustig. Nicht auszudenken, wie die Allesverstehler über ihn herfallen würden, wenn er gesagt hätte, was die «Occupyer» wirklich sind: ein Haufen verwahrloster Penner, die nichts ausser sich selbst vertreten.

An der Spitze der Anti-Gauck-Front marschiert die grün-alternative *Taz*. Sie wirft Gauck vor, den Holocaust zu relativieren beziehungsweise zu verharmlosen, ausgerechnet die *Taz*, in der immer wieder Vergleiche zwischen der Lage der Palästinenser in den besetzten Gebieten und dem Leben der Juden unter den Nazis gezogen werden. In einem Beitrag unter dem suggestiven Titel «Gauck und der Holocaust» konnte man vor kurzem lesen: «All das macht Gauck noch nicht zum Antisemiten, und gewiss wird er keiner sein wollen. In der Sache aber betreibt er eine Verharmlosung des Holocausts.»

Dabei bezog sich der Autor der *Taz* auf eine Äusserung von Gauck, in der er vor der «Entweltlichung des Holocausts» warnte, eine mehr als berechtigte Feststellung. Ebenfalls in der *Taz* gab eine 23 Jahre alte Studentin, die einer Organisation junger Deutschtürken vorsteht, zu Protokoll: «Er (Gauck) spaltet und grenzt aus, statt zu vereinen und zu versöhnen.» Ihr eigenes politisches Programm fasste sie mit dem Satz zusammen: «Ich möchte in Ruhe chatten, ohne das (sic!) jemand mitliest.»

Armer Gauck. Er ahnt, was auf ihn zukommt. Politisch korrekte Autisten, die beim Chatten nicht gestört werden möchten.

## Das Geld der anderen

Von Kurt Schiltknecht — In der Banken- und Schuldenkrise führen die Staatsinterventionen zu einer gigantischen Umverteilung: Banken – auch schlecht geführte – profitieren, Sparer verlieren.

Politiker lieben es, das Geld anderer Leute umzuverteilen. Deshalb nehmen die Umverteilungsdiskussionen im politischen Leben eine so zentrale Rolle ein. Bei Umverteilung denkt man an progressive Einkommens-, Vermögens- und Erbschaftssteuern oder an die Finanzierung und Leistungen der Sozialversicherungen. Über die riesigen Umverteilungswirkungen, die sich aus den im Umfang nicht für möglich gehaltenen staatlichen Interventionen bei der Lösung der Banken- und Schuldenkrise ergeben, wird bis heute nur wenig diskutiert. Sie haben einen Prozess in Gang gesetzt, über dessen langfristige Wirkungen bestenfalls spekuliert werden kann.

Zur Rettung des Bankensystems, zur Verhinderung von Staatsbankrotten oder zur Stabilisierung der Finanzmärkte und der Wechselkurse haben die Notenbanken ihre Bilanzen mit dem Kauf von Wertschriften, von ausländischen Währungen oder der Gewährung von Krediten explosionsartig ausgeweitet. Für dieses Vorgehen gab es anfänglich gute Gründe. Hätten die Notenbanken beim Ausbruch der Bankenkrise einem Zusammenbruch des Bankensystems untätig zugesehen, wäre eine Weltwirtschaftskrise nicht zu vermeiden gewesen. Diese hätte alle Gesellschaftsschichten getroffen. Auch die Schuldenkrise hätte ohne Eingreifen der Staaten und Notenbanken die Weltwirtschaft in den Abgrund treiben können. Ebenso hätte eine unkontrollierte Aufwertung des Frankens der schweizerischen Exportindustrie gewaltige Schäden zugefügt. In solchen Krisensituationen ist es müssig, über die Umverteilungswirkungen von Rettungsmassnahmen zu diskutieren.

Seit dem Ausbruch der Krisen ist einige Zeit verstrichen. Fortschritte sind unverkennbar, doch überzeugende Konzepte für eine dauerhafte Lösung der Probleme sind Mangelware. Nach wie vor ist die Stabilität des Bankensystems nicht wiederhergestellt, das Schuldenmachen geht fröhlich weiter. Einzig das schwarze Schaf in der Euro-Zone wird geknebelt und zum Kaputtsparen verurteilt. Besser wäre es, die dringend notwendige Stabilisierung des internationalen Bankensystems mit dieser Entschiedenheit voranzutreiben. Die von den Aufsichtsbehörden vorgegebene Erhöhung der Eigenmittel der Banken reicht bei weitem nicht aus, um das Misstrauen gegenüber den Banken abzubauen. Statt auf noch höhere Eigenmittel

zu pochen, überschwemmen die Notenbanken das Bankensystem weiterhin mit Liquidität. Die Banken sitzen auf unvorstellbar grossen Liquiditätspolstern. So sind die Giroguthaben der Banken bei der Nationalbank mehr als zehnmal so hoch als unter normalen Umständen. Als Folge der Geldschwemme bewegen sich in den meisten Industrieländern die kurzfristigen Zinsen nahe bei null. Aber auch Zinsen auf Spareinlagen und Renditen auf sicheren Anleihen sind kaum mehr erwähnenswert. Die Leidtragenden sind vor allem die Sparer und die durch die vor sich hindümpelnden Börsenkurse ohnehin schon geschwächten Pensionskassen. Alle, die für ihr Alter gespart haben, sind die Geprellten. Die grossen Profiteure sind die Banken.

### Die Schwächsten müssen zahlen

Vor allem in den Euro-Ländern und in den USA profitieren die Banken zusätzlich davon, dass die Notenbanken ihnen immer mehr Risiken abnehmen und diese damit sozialisieren. Diese Risikoumverteilung ist problematisch. Es ist nicht einzusehen, weshalb die Banken die Zeche für ihre schlechte Geschäftspolitik nicht selber bezahlen sollten. Wenn sie, und für einige gilt dies, dazu nicht in der Lage sind, sollten sie verstaatlicht, aufkapitalisiert und nach ihrer Sanierung wieder verkauft werden. Die heutige undifferenzierte Sozialisierung der Bankrisiken benachteiligt zudem die gut geführten Banken.

Die mit der Übernahme von Bankrisiken und Staatspapieren einhergehende Ausweitung der Geldmenge hat das Risiko einer inflationären Entwicklung beträchtlich erhöht. Zurzeit beteuern alle Notenbanken, dass keine Inflationsgefahren auszumachen seien. Bei einer Erholung der Wirtschaft würden sie die Geldmenge rechtzeitig wieder abbauen. In der Vergangenheit ist dies selten gelungen. Zwar würde bei einer Inflation die Schuldenlast der Staaten auf Kosten der ohnehin schon gebeutelten Sparer reduziert, doch die Kosten einer Inflation sind vor allem für die wirtschaftlich Schwachen enorm. Bei einer Fortsetzung des heutigen Krisenmanagements in den Euro-Ländern und in den USA werden die Schwächsten die Zeche für die Banken- und Schuldenkrise bezahlen müssen. Daran werden auch die traditionellen staatlichen Umverteilungsmassnahmen nichts ändern.



# Obama verliert jüdische Wähler

Von Hansrudolf Kamer — Obamas gestörtes Verhältnis zu Israels Regierung kann ihn Stimmen kosten. Für die Nahost-Politik ist der Einfluss der Jewish Lobby aber nicht ausschlaggebend.



Einer der Mythen, die sich um die amerikanische Nahost-Politik ranken, ist die Vorstellung, dass die traditionell Israel-freundliche Politik Washingtons auf die mächtige Jewish Lobby zurückzuführen sei. Diese umfasst eine Vielzahl von Organisationen und übt in der Tat Einfluss aus. Doch mit welcher Wirkung, ist nicht so genau ersichtlich.

Zur sogenannten jüdischen Lobby gehört neben dem bekannten American Israel Public Affairs Committee die grösste Gruppe: Christians United for Israel, also eine christliche Pro-Israel-Organisation. Sehr aktiv ist weiter die Vereinigung der Präsidenten jüdischer Organisationen in den USA, die hauptsächlich die Kontakte mit Regierungsstellen unterhält.

Die amerikanischen Juden wählen gewöhnlich mit grossem Abstand den demokratischen Kandidaten für die Präsidentschaft. Obama konnte 2008 nicht weniger als 78 Prozent der jüdischen Stimmen gewinnen. Der einzige Republikaner, dem es seit der statistischen Erfassung dieser Zahlen je gelungen ist, eine Mehrheit zu erzielen, war Warren Harding 1920. Und dies auch nur, weil die Demokraten gespalten waren. Am meisten jüdische Stimmen errangen Franklin Roosevelt und Lyndon B. Johnson mit jeweils 90 Prozent.

Die jüdische Bevölkerung in den USA zählt ungefähr 6,6 Millionen, das sind 2,2 Prozent der Gesamtbevölkerung. An dieser Zahl kann es nicht liegen, dass amerikanische Präsidentschaftskandidaten auf die jüdischen Wähler Rücksicht nehmen. Auf jeden Fall ist dies nicht wahlentscheidend und auch nicht ausschlaggebend dafür, welche Politik ein neuer oder der wiedergewählte Präsident bezüglich Israel führen wird. Wichtiger ist, dass politische Sympathien für Israel weit über die jüdische Bevölkerung hinausreichen.

Dass Obamas Politik wie auch seine gesamte Strategie im Mittleren Osten bei den amerikanischen Juden nicht sehr populär sind, lässt sich an den Umfragezahlen für die Präsidentschaftswahl ablesen: Die Sympathien der Juden für Obama haben sich deutlich abgekühlt. Heute würden weniger als fünfzig Prozent den Demokraten wählen – was an das schlech-

te Ergebnis erinnert, das Jimmy Carter 1980 erzielte.

Die Wahlkampfspenden, die wohlhabende Israel-Sympathisanten den Kandidaten zusprechen, könnten allerdings ins Gewicht fallen – so etwa in Florida oder Pennsylvania. Dass Hollywood und die Unterhaltungsindustrie, fest in jüdischer und demokratischer Hand, sich gegen Obama wenden, ist dagegen höchst unwahrscheinlich.

Diese allgemeinen Stimmungen und Meinungsströmungen können durch Ereignisse beeinflusst, verändert oder ganz aus der Bahn geworfen werden. Die Entwicklung der amerikanischen Wirtschaft spielt auch für die jüdischen Wähler eine grosse Rolle. Sollte sich der gegenwärtige Trend einer leichten, wenn auch sehr schwachen Verbesserung verfestigen, hätte Obama auch beim jüdischen Wähler mehr Rückhalt.

Während das Palästina-Problem zurzeit kaum die Gemüter bewegt, stehen die Spekulationen über einen Angriff auf die iranischen Atomanlagen und die Ereignisse in Syrien und im Libanon im Zentrum. Sie könnten, je nachdem, viele politische Kalkulationen über den Haufen werfen.

Obamas Rückgang in der Gunst jüdischer Wähler liegt hauptsächlich am Atmosphärischen. Die Administration Obama kann mit

Netanjahus Regierung wenig anfangen – diese überzeugt links-sozialdemokratische amerikanische Exekutive hat fixierte Vorstellungen und wenig Fantasie für Lösungen, die Israel betreffen. Die jüngsten Ermahnungen der Aussenministerin Clinton und von Verteidigungsminister Panetta, die dem Judenstaat von der hohen Kanzel die Leviten lasen, illustrierten die Gefühlslage.

Dahinter verbirgt sich ein gröberes Fehlurteil. Als vor drei Jahren Netanjahu sein zweites Kabinett bildete, genoss er wenig Kredit. Vor allem das Weisse Haus und das State Department erwarteten ein schnelles Scheitern des Likud-Führers. Als kommende Frau sah man in Washington Zippi Livni, die Führerin der Kadima-Partei. Sie wäre nach Meinung der Obamisten für amerikanische Bedürfnisse besser «zu handhaben» gewesen.

## Realismus statt Wunschdenken

Doch irgendetwas hat Netanjahu richtig gemacht. Seine Regierung ist die am längsten amtierende seit zwanzig Jahren und hat gute Aussichten, eine volle Amtszeit durchzustehen. Auch die Perspektiven, die Wahlen im Jahr 2013 zu gewinnen, stehen für den Likud nicht schlecht. So viel politische Stabilität kennt Israel selten.

Wenn der israelische Regierungschef demnächst in Washington auftaucht, um über den Iran und Waffenlieferungen zu sprechen, müsste Obama seine Optionen besser abwägen als bisher. Die früher schnöde Behandlung des Besuchers war kurzsichtig und kontraproduktiv. Sogar der Harvard-Absolvent könnte zur Erkenntnis vorstossen, dass aussenpolitischer Realismus erfolgsträchtiger ist als ideologisches Wunschdenken.



Die Sympathien haben sich abgekühlt: US-Präsident Obama.

## Die Milch des frommen Staatsdenkens

Von Christoph Mörgeli

**A**llein die Meldungen der letzten Wochen zeigen dramatisch: Das Leben der Bürgerinnen und Bürger wird immer umfassender verstaatlicht. Die Mitte-links-Mehrheit in der Schweiz trägt jetzt ihre süß-vergifteten Früchte. Der Staat bestimmt, der Staat finanziert, der Staat befiehlt, was die Wirtschaft zu bezahlen hat. Das fromme Staatsdenken beginnt schon bei der Muttermilch. Der Bundesrat will die Entlohnung von Stillpausen für arbeitende Mütter landesweit regeln. Er wird mit einer Verordnung zum Arbeitsgesetz für «mehr Rechtssicherheit» in der Stillfrage sorgen.

Die Linke will den Konsum elektronischer Zigaretten (E-Zigaretten) besteuern. Eine Tabaksteuer soll also selbst dort erhoben werden, wo es keinerlei Tabak gibt. Das neue Präventionsgesetz erlaubt dem Bund, landesweit flächendeckend Kampagnen und Programme durchzusetzen. Der Direktor des Bundesamtes für Gesundheit meint bezüglich Übergewicht und Rauchen, «ein System mit sozialer Krankenversicherung» setze dem Fehlverhalten des Einzelnen Grenzen. Alles schon da gewesen: Wer den gesunden Volkskörper schädigt, ist ein Volksschädling.

Die Kommission für soziale Sicherheit sorgt mit einem neuen Verfassungsartikel für die Förderung der Vereinbarkeit von Familie und Erwerbsarbeit und für ein «bedarfsgerechtes Angebot an familien- und schulergänzenden Tagesstrukturen». SP-Fraktionschef Andy Tschümperlin ist entsetzt, dass vierzig Prozent der Akademikerinnen trotz Kinderwunsch kinderlos bleiben: «Damit sich das ändert, darf die Vereinbarkeit von Familie und Beruf keine private Frage bleiben.» Nach Tschümperlins Überzeugung gehört auch die Elternbildung ins Weiterbildungsgesetz. Denn Eltern seien «immer wieder bei ihrer Erziehungsarbeit überfordert».

Im roten Winterthur wird der Suchtbegriff auf «Verhaltenssuchte» ausgeweitet. SP-Sozialvorsteher Nicolas Galladé will mit Staatsstellen die «Konsumkompetenz» bei Internetsüchtigen erhöhen. Winterthur baut darum seine Präventions- und Betreuungsangebote aus. Zwar ist Internetsucht eine Krankheit, die es klinisch überhaupt nicht gibt. Schon früher wurde pseudomedizinisch geschwätzt, um die jeweils neuen Medien zu verteufeln: «Lesesucht», «Radiosucht», «Fernsehsucht». Warum kommt eigentlich niemandem in den Sinn, die Regulierungssucht als Krankheit zu behandeln?

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## Endlich Aldi-Preise für Solarstrom

Von Peter Bodenmann — Die deutschen Minister Philipp Rösler und Norbert Röttgen hauen die Preise für Solarstrom in den Keller.



**Beste Voraussetzungen:** Die Schweiz hat 25 Prozent mehr Sonneneinstrahlung als Deutschland.

**D**eutschland drohte finanziell in einer Lachwinde neuer Solaranlagen zu ersticken. Jetzt handelt die Bundesregierung schnell und scheinbar brutal: Ab dem 1. April 2012 gibt es für Freiflächenanlagen pro Kilowattstunde nur mehr 13,5 Cent Einspeisevergütung. Und auch das nur für 90 Prozent der produzierten Energie. Der Preis pro Kilowattstunde ist neu bei 15 Rappen pro Kilowattstunde angelangt. Und das im wenig sonnigen Deutschland.

Künftig werden die Deutschen jeden Monat ihre Einspeisevergütungen senken. Und dies jedes Jahr um mindestens zusätzliche 2,2 Rappen pro Kilowattstunde.

Solarenergie wird innerhalb von fünf Jahren pro Kilowattstunde günstiger zu haben sein als neuer Kohlestrom. Das Ziel der Beweglichen in der Solarbranche ist deshalb die schnelle Kostensenkung auf 500 Euro Investition pro installiertem Kilowatt Peak. Der Weg: günstigere Solarmodule, günstigere Wechselrichter, günstigere Aufständigung, kombiniert mit günstigen Batterien.

Solarenergie in der Schweiz hat gegenüber Deutschland drei Standortvorteile: Erstens ist die Sonneneinstrahlung 25 Prozent höher. Zweitens sind die nominalen Zinsen – und nur auf die kommt es bei festen Einspeisevergütungen an – ein Prozent tiefer. Und drittens werden die Einspeisevergütungen statt für 20 für 25 Jahre garantiert. Trotzdem sind die noch gede-

ckelten Schweizer Einspeisevergütungen heute doppelt so hoch wie in Deutschland. Jetzt will der Nationalrat mehr Geld für – wegen der besseren Rahmenbedingungen – vier Mal so hohe Subventionen lockermachen.

Wir leben im Land der solaren Analphabeten. Deshalb regt sich niemand auf. Während fünfzehn Jahren war Moritz Leuenberger für die Schweizer Energiepolitik verantwortlich. Aus dem Bundesamt für Energie berichten Spötter: Doris Leuthard wisse nach zwei Monaten über Energiepolitik mehr als ihr Vorgänger nach fünfzehn Jahren. Was leider kein Kunststück sei und deshalb auch nicht weiterhelfe.

Die vermeintlichen grünen und roten Förderer der Solarenergie in der Schweiz wollen wie die Bauern immer mehr Subventionen für immer weniger reale Leistung. Genau daran sind auch unsere Atombarone interessiert: je teurer der Solarstrom, desto weniger alternative Energie.

Die Schweiz hat die besten Voraussetzungen, um Strom aus Sonne und Wind mit dem bestehenden Wasserkraftwerk-Park effizient für sich selber zu nutzen. Und so die Preise für Konsumenten und Unternehmen dank dem ökologischen Umbau tief zu halten. Hätte die besten Voraussetzungen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



## Leserbriefe

«Was unter dem Begriff «umfassende Ortsplanung» abläuft, ist bewusste Volkstäuschung.» *Bruno Ackermann*



«Anmassung»: Verbauung der Bergwelt.

### Der wahre Hintergrund

Nr. 8 – «Aufstand gegen die Wirklichkeit»; Florian Schwab zur Zweitwohnungs-Initiative

Was unter dem Begriff «umfassende Ortsplanung» abläuft, ist Selbsttäuschung oder bewusste Volkstäuschung. Da spricht man von «zukunftsorientierter Planung», «qualitativem Wachstum», «Fortschritt», von «Interpretation völlig neuer Ansätze». Bei näherer Betrachtung stellt sich schnell heraus, dass das als «Revision» und «Chance» bezeichnete «räumliche Entwicklungskonzept» eine Wiederholung früherer beliebiger «Raum-Verplanungen» ist und einzig der moralischen Legitimation von Neuzonungen dient. Wenn man von «brachliegendem Bauland», von «nachhaltigen Ressourcen» und von «existenzieller Bedeutung» in Bezug auf «qualitatives Wachstum» spricht, offenbart sich der wahre Hintergrund. Es ist eine Anmassung, Begriffe zu verwenden wie «intakte Landschaft erhalten», «sinnvoll ergänzen», «massvolle Entwicklung», «angemessene Entwicklung fortsetzen», um dann in zehn Jahren mit denselben Argumenten daherzukommen, nachdem das eingezonte Land verschwendet worden ist. *Bruno Ackermann, Adligenswil*

### Salamitaktik

Nr. 8 – «Armee in der Falle»; Essay von Josef Lang

Es ist oft verdienstvoll, wenn die *Weltwoche* verschiedene Stimmen zu einzelnen Sachfra-

gen publiziert. Bei der Flugzeugbeschaffung ist dies allerdings kontraproduktiv, insbesondere wenn man einem grünen Altnationalrat und bekennenden Armeegegner und -abschaffer eine solche Plattform bietet! Dieser Mann ist sicherlich nicht geeignet, Richtschnur für die Weiterentwicklung unserer Armee zu sein. Seine Stossrichtung ist ja klar: die Armee weiter verkleinern, um damit die allgemeine Wehrpflicht in Frage zu stellen und die Armee schliesslich zu einem späteren Zeitpunkt ganz abzuschaffen – Salamitaktik im wahrsten Sinne des Wortes. Damit wird auch die Glaubwürdigkeit des Chefs VBS zusätzlich untergraben, was nicht im Interesse unseres Landes sein kann. Die Überlegungen von Bundesrat Maurer sind klar nachvollziehbar, beim VBS dürfen keine weiteren Abstriche mehr gemacht werden, es gilt, die VBS-Kasse wieder aufzudotieren und die Fehler der Vergangenheit zu korrigieren! *Beda Düggelin, Zürich*

### Sorge um die Volksgesundheit

Nr. 8 – «Glücklich depressiv»; Kommentar von Peter Keller

Endlich kommt Bewegung in die Sache der nichtärztlichen Psychotherapie. Die psychologischen Psychotherapeuten sind hochqualifiziert, verfügen über ein abgeschlossenes Psychologiestudium und eine rund fünfjährige Spezialisierung zum Psychotherapeuten. Dass sie nach jahrelangem Hinhalten endlich als selbständige Leistungserbringer gegenüber

den Krankenkassen anerkannt werden sollen, ist sehr zu begrüssen. Die psychologischen Psychotherapeuten erbringen schon seit vielen Jahren für das Bundesamt für Sozialversicherungen (Suva, IV, Militärversicherungen) anerkannte selbständige Leistungen. Es handelt sich dabei um Heilbehandlungen von psychischen Störungen mit Krankheitswert und keinesfalls um Wellness-Angebote!

Wie bei den ärztlichen muss die Leistungserbringung der psychologischen Psychotherapeuten durch die Krankenpflege-Leistungsverordnung (KLV) des Bundes geregelt werden. Dort wird festgehalten unter welchen Bedingungen eine psychotherapeutische Behandlung zu Lasten der Krankenkassen-Grundversicherung stattfinden kann. Zusammen mit den ärztlichen Psychotherapeuten stellen die psychologischen Psychotherapeuten die psychotherapeutische Versorgung der Bevölkerung sicher. Eine Steigerung der Behandlungsrate ist aus Sicht der Volksgesundheit dringend. So könnte beispielsweise die hohe Suizidrate (Suizide sind die zweithäufigste Todesursache bei jungen Menschen) oder die starke Zunahme von Invalidität aus psychischen Gründen besser bekämpft werden. Ohne den Einbezug der psychologischen Psychotherapeuten droht ein Versorgungsengpass. Dieser Zustand gefährdet die seelische Gesundheit der Bevölkerung. Werden seelisch kranke Menschen nicht adäquat behandelt, verursacht dies nicht nur persönliches Leid, sondern stellt auch ein hohes gesellschaftliches und volkswirtschaftliches Risiko dar. *Thomas Merki, Zürich*

### Vorteil für gewieftere Eltern

Nr. 7 – «Frischlufte für die Schulzimmer»; Philipp Gut über die freie Schulwahl

Schön, wenn es so einfach wäre, wie Frau Amacher schwärmt. Bei der freien Schulwahl besuchen einfach die Lehrkräfte jener Schulen, die etwas weniger begehrt sind, die besser positionierten, gehen in sich, machen es den andern nach, und schon ist das Schulangebot wieder im Gleichgewicht. Illusionen! Als früherer langjähriger Schülerzuteiler in einer grösseren Schulgemeinde bin ich mit der Materie vertraut und behaupte, die Begehren der Eltern werden sich niemals alle unter einen Hut bringen lassen, und das Problem wäre auch bei einer freien Schulwahl (oder bei ihr ganz besonders): Welche Wünsche haben Priorität und werden erfüllt, und welche müssen abgelehnt werden infolge zu grossen Andrangs bei gewissen Lehrpersonen oder Schulen?

Die Befürchtung, dass bei völlig freiem Zuteilungsmarkt ohnehin die gewiefteren Eltern im Vorteil sein würden und dank Durchsetzungsvermögen, Ellbogen oder gar Geld ihr Ziel erreichen, ist nicht von der Hand zu weisen. Bereits heute ist es so, dass oft von Eltern mit nicht erfüllten Wünschen auf dem Fusse

Post eines zugezogenen Anwalts eintrifft und schwache Schulpflegen dann nachgeben, während unbeholfene Familien der unteren Bevölkerungsschichten die Entscheide der Einteilung wohl oder übel schlucken. Eine freie Schulwahl würde einer solchen Entwicklung enorm Vorschub leisten, aber das ist ja wohl nicht, was wir in unserem Lande brauchen.

Hans-Peter Köhli, Zürich

Der Autor kommt zum Schluss, dass zwanzig Prozent der Schüler nach Abschluss der obligatorischen Schulzeit weder richtig schreiben noch lesen können (und auch in Mathe schwach sind). Wenn man davon ausgeht, dass zirka dreissig Prozent der Schüler den Übertritt in die Sekundarstufe nicht schaffen, sind zwei Drittel der Realschüler davon betroffen! Man sollte doch annehmen, dass sie nach den beiden harten Auswahljahren der Mittelstufe in der Real-Oberstufe reüssieren und leicht durch den Stoff kommen? So einfach ist das aber nicht: Gerade die schwachen (oder eher spätzündenden) Schüler werden durch den Drill der beiden Mittelstufenjahre dermassen überfordert, dass sie vollständig abgehängt werden und überhaupt nichts mehr lernen (können). Als Folge davon kapseln sie sich ab oder werden sonst wie «auffällig».

Nach dem Übertritt in die Realklasse hat nun der Lehrer die Aufgabe, die Schüler aus dem erlebten Trauma abzuholen und während Monaten dort anzuknüpfen, wo sie einst abgehängt worden sind. Diese Schüler haben nicht nur längst den Glauben an die Schule verloren, sondern werden um rund zwei Schuljahre betrogen. Da hilft die teure Pflasterlipolitik der Sozialpädagogen gar nichts mehr. Die freie Schulwahl würde endlich wieder ein Angebot schaffen, welches die verschiedenen und naturgegebenen Bedürfnisse der Kunden, der Schüler, berücksichtigt und nicht

alle durch einen Gleichheitstrichter zu zwängen versucht. Hans Wälti, Lyss

#### «Zum Randegger»

Nr. 7 – «Heute würde ich nicht Lehrer werden»; Interview mit Jürg Randegger

Auch zu seiner Zeit hiessen nicht alle Lehrer Randegger. Es gab noch andere. Einige überhöckelten die Pausen im Lehrerzimmer, andere kamen unvorbereitet daher, es gab Sportunterricht in Anzug und Krawatte, einigen war schon die Schulreise zu viel ... Und nicht wenige demonstrierten Autorität oder Respekt mit Zeugnissen, die zu Hause oft ganz üble Folgen hatten. Jürg Randegger wäre auch heute ein engagierter Lehrer mit Ecken und Kanten, aber einem offenen Herzen für seine Klassen. Er würde seinen Kurs engagiert durchziehen und liesse die Politiker und Experten schwatzen. Und er fände viel Unterstützung bei den Eltern, weil ihre Kinder jeden Morgen freudig und gespannt «zum Randegger» in die Schule gingen. Hans Johner, Täuffelen

#### Mehr Sein als Schein

Nr. 7 – «Religion für Atheisten»; Alain de Botton über den Glauben

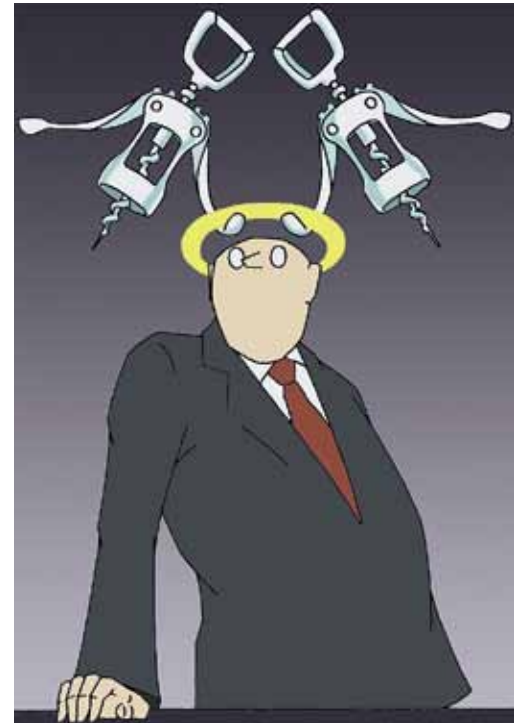
Wer bei der Betrachtung religiöser Dinge so an der Oberfläche klebt wie Alain de Botton, geht am Kern der Sache vorbei. Religionen müssen inhaltlich seziert werden, damit man ihrem Wahrheitsgehalt auf die Schliche kommt (oder eben nicht). Die einzige und wesentliche Frage ist, ob Gott wirklich existiert und welche Argumente vorgebracht werden, um dies bejahen zu können. Dass es «keinen Heiligen Geist oder ein anderes göttliches Wesen» gebe, wird im Artikel behauptet, ohne Begründungen dafür zu liefern. Stattdessen gibt sich de Botton mit Nebensächlichkeiten wie Bellini-Madonnen und Zen-Architektur ab, an denen er sich im Stile eines überzeugten religiösen Menschen zu ergötzen scheint. Dem Autor ist zu wünschen, er möge sich weniger mit dem Schein, als vielmehr mit dem Sein befassen. Werner Pfleger, Winterthur

#### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

#### Darf man das?

#### Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man, wenn man mit Bekannten in ein Restaurant geht, die Kompetenz des ungefragt handelnden sogenannten Weinauslesers in Frage stellen und selber auswählen?

Silvia Makowski, per E-Mail

Wie heisst es so schön: *C'est le ton qui fait la musique*. Wichtig ist, dass man den Experten nicht seines Expertenstatus enthebt – ansonsten riskiert die Stimmung beim Nachtessen wie eine scharfgemachte Handgranate zu explodieren. Sie müssen auch einem selbsternannten und ungefragt handelnden Weinausleser das Gefühl geben, dass er wichtig ist. Ich versuche jeweils, sein Wissen zu erweitern, indem ich vorschlage, dass wir zu seiner Wahl noch einen weiteren Wein entkorken (auf meine Kosten natürlich), damit wir die beiden Weine miteinander vergleichen können. Er kann dann den ganzen Abend seinen Wein loben und sich auch negativ über meine Wahl äussern, während ich die Sicherheit habe, einen guten Wein zu geniessen. Chandra Kurt, Wein-Autorin

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

  
 CRESTA  
 PALACE  
*Frühlingsbote*  
 SONNENSCHNEIN  
 TRIFFT SCHNEEKRISTALL  
 Grosser SPA-, Pool-, Beauty- und Therapie-Bereich sowie  
 Kinderclub. Direkt bei Skilift, Gondelbahn, Skischulen und Loipen.  
 7 Tage Zimmer/Frühstück ab CHF 1197.– im DZ/Person  
 Wintersaison bis 15. April 2012  
 CRESTA PALACE . CH-7505 Celerina/St. Moritz  
 T +41 (0)81 836 56 56 . [www.crestapalace.ch](http://www.crestapalace.ch)  
 ★ ★ ★ ★  
  
*das Bergjuwel*

# Mediterraner Schlendrian

Die Romands sind die Griechen der Schweiz: Ob Arbeitslosigkeit, Verschuldung oder Zinsbelastung – in jeder Negativ-Statistik liegen die Welschen vorn. Während sie über Stress und Benachteiligung klagen, halten die Deutschschweizer den helvetischen Motor am Laufen. *Von Andreas Kunz*



*Hoher Alkoholkonsum: feucht-fröhliche Stimmung auf dem Col des Mosses.*

Während Europa auseinanderdriftet, gilt die Schweiz als leuchtendes Beispiel für Demokratie, Föderalismus und das friedliche Zusammenleben verschiedener Kulturen. Tatsächlich hat die Alpenrepublik schon rein geografisch das Zeug zum Vorbild: Der Nord-Süd-Graben Europas verläuft mitten durchs Land. Verzweifeln die Deutschen zunehmend an ihren südländischen EU-Partnern, haben sich in der Schweiz die italienische, die französische und die deutsche Kultur schon vor über 150 Jahren zu einem Bundesstaat vereint. Oder um es in der Sprache der gegenwärtigen Euro-Debatte auszudrücken: Hier leben die fleissigen Nordländer längst mit den faulen Südländern zusammen.

Nirgends sonst in Europa lassen sich die kulturellen Unterschiede zwischen den Völkern so gut erforschen wie in der Schweiz. Der Röstigraben und der Polentaberg verlaufen kreuz

und quer durchs Land: 73 Prozent der Einwohner sprechen Deutsch, 21 Prozent Französisch, rund 5 Prozent Italienisch. Kein anderes Land hat diesen multikulturellen Erfahrungsschatz – und vor allem: Das Land ist besessen von Zahlen, Tabellen, Statistiken und aufwendigen Studien, die bis ins letzte Detail die eigene Gesellschaft sezieren.

## Solidarität wird hochgehalten

Doch vor einer eindeutigen Wertung scheuen sich die Schweizer – sei es aus Anstand, politischer Korrektheit oder aufgrund des alles umfassenden Gedankens der «*idée suisse*». Die Solidarität wird hochgehalten, man erfreut sich gerne an den Eigentümlichkeiten der benachbarten Kulturen. Bei genauerer Betrachtung zeigen jedoch sämtliche Kennzahlen deutlich: Die Romands sind eine Art Griechen der Schweiz. Ob Arbeitslosigkeit, Verschul-

dung, Zinsbelastung oder Sozialquote – in allen Negativ-Ranglisten liegen die welschen Kantone vorn.

Am besten erforscht ist die Arbeitslosigkeit. Seit die Quoten erhoben werden, liegen sie in der lateinischen Schweiz durchgängig höher. Im Januar 2012 führen die Kantone Waadt und Genf mit je 5,5 Prozent die Rangliste an, noch vor dem Wallis und dem Tessin mit je 5,3 Prozent und vor Neuenburg mit 5 Prozent. Der Schweizer Durchschnitt liegt bei 2,8 Prozent (siehe Abbildung 1). Aufgrund der hohen Arbeitslosenzahl erlaubte der Bundesrat den Kantonen Neuenburg und Jura sogar, die maximale Anzahl Tagelder von 400 auf 520 Tage zu erhöhen.

In wirtschaftlich guten Jahren, wenn es schweizweit nur wenige Arbeitslose gibt, liegen die Quoten in der Romandie oft doppelt so hoch wie in der Deutschschweiz. Um dem

Phänomen auf den Grund zu gehen, spannten 2009 die Universitäten Zürich und Lausanne zusammen. Ihre Untersuchung starteten sie mit der ebenso einfachen wie aufschlussreichen Frage: «Würden Sie auch arbeiten, wenn Sie das Geld nicht benötigen?» 78 Prozent der Deutschschweizer antworteten mit Ja. Bei den Romands waren es 50 Prozent.

Die Überraschung der Forscher hielt sich danach wohl in Grenzen, als sie herausfanden, dass die arbeitslosen Welschen im Durchschnitt 39 Wochen ohne Job sind, die Deutschschweizer hingegen nur 29 Wochen. Sie belegten zudem, dass Deutschschweizer viel häufiger selbst, nach eigener Suche, einen neuen Job finden, während den Romands vom Arbeitsamt oder von einer Jobvermittlung geholfen werden muss. Andere akademische Studien belegen ausserdem, dass es im Welschland normaler ist, die Bezugsdauer für das Arbeitslosengeld auszureizen, und dass die Hemmschwelle, sich arbeitslos zu melden, geringer ist.

Aber sind dafür wirklich Sprache und Kultur verantwortlich? Die Teams der Universitäten Zürich und Lausanne wollten es genau wissen und untersuchten den Arbeitsmarkt direkt an der Sprachgrenze, dem Röstigraben, wo innerhalb von fünf Kilometern der Anteil Deutschsprachiger von 90 Prozent auf 5 Prozent fällt (und umgekehrt). Sie wiesen nach, dass die Arbeitsmarktchancen auf beiden Seiten der Grenze genau gleich waren – die Französischsprachigen aber trotzdem viel häufiger arbeitslos waren. Dafür waren weder Kantonsgrenzen, Konfessionen, Gesetze noch institutionelle Unterschiede verantwortlich – sondern allein die Sprache und die dazugehörige Kultur. In der Untersuchung, erschienen auf Englisch («Does Culture Affect Unemployment? Evidence from the Röstigraben»), beschreiben die Forscher eine Deutschschweizer «workaholic culture», im Welschland hingegen sei eine «leisure culture», eine Freizeitkultur, auszumachen.

### Gestresst im Büro

Die Abstimmungsergebnisse der letzten Jahrzehnte stützen den Befund: Ging es an den Urnen um eine Verkürzung der Arbeitszeit, stimmten die Welschen stets deutlicher zu als die Deutschschweizer. Sechs nationale Referenden über solche Limiten (mehr Ferien, tieferes Pensionsalter, weniger Arbeitszeit etc.) wurden seit 1985 abgehalten – und jedes Mal lag die Zustimmung in der Romandie zwischen 13 und 23 Prozent höher als in der Deutschschweiz.

Die Welschen wollen nicht nur weniger arbeiten – sie fühlen sich im Büro auch viel häufiger gestresst als die Deutschschweizer. Das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) belegte 2010 in einer grossangelegten «Stress-Studie»,

dass 50 Prozent aller Erwerbstätigen in der Romandie «häufig oder sehr häufig» gestresst sind (gesamtschweizerisch sind es 34 Prozent). Welsche Arbeiter gaben mit 31 Prozent auch deutlich häufiger als der Durchschnitt (21 Prozent) an, ihre Tätigkeit wegen Stresses «sehr häufig» unterbrechen zu müssen.

Doch damit nicht genug: Die offensichtlich leichter überforderten Romands greifen auch gern auf Substanzen zurück, um dem Jobdruck standhalten zu können. Erstaunliche 40 Prozent nehmen «regelmässig» Schlaf- oder Beruhigungsmittel ein, um sich von der Arbeit zu erholen, oder aufputschende Substanzen, um den Anforderungen gerecht zu werden. In der Deutschschweiz sind es lediglich 17 Prozent. Bei den Romands kennen 22 Prozent einen oder mehrere Bekannte im Arbeitsumfeld, der während der Arbeit Alkohol trinkt. Der Anteil der Bevölkerung, der sogar «chronisch risikoreich» Alkohol konsumiert, liegt in der Romandie bei 11 Prozent – in der Deutschschweiz sind es 6,9 Prozent. Unange-

---

### Der Kanton Genf liegt an der Spitze der Rangliste mit 13,5 Milliarden Franken Schulden.

---

fochten an der Spitze liegen hier die Tessiner mit stolzen 16,2 Prozent.

Dem Alkohol frönen in der lateinischen Schweiz sogar die Politiker – mitsamt den Folgen. Am Montag musste der Genfer Regierungsrat Mark Müller (FDP) seinen Rücktritt bekanntgeben, nachdem er sich in der Silvesternacht betrunken in eine Schlägerei hatte verwickeln lassen. Die Neuenburger Stadträtin Valérie Garbani (SP) gab ihren Posten 2009 auf; sie hatte mehrfach im Ausgang betrunken randaliert und als Polizeivorsteherin die angerückten Polizisten angegriffen. Und der Tessiner Ständerat Filippo Lombardi (CVP) ist seit Jahren für seine Führerausweisentzüge wegen Blau-Fahrens berüchtigt.

In der EU bestimmen die Maastricht-Kriterien, welches Land in der Union bleiben darf (mindestens war es so vorgesehen). Da die Schweiz teilweise mit anderen Kennzahlen rechnet und das Seco beispielsweise das Bruttoinlandprodukt der Kantone erst dieses Jahr im Herbst zum ersten Mal veröffentlichen will, können die Maastricht-Vorgaben nicht auf die welschen Kantone angewandt werden. Ein Überblick der Kantonsfinanzen zeigt jedoch, dass die Romands überdurchschnittlich hoch verschuldet sind. Der Kanton Genf liegt unangefochten an der Spitze der Rangliste mit 13,5 Milliarden Franken Schulden. Der Betrag entspricht 162 Prozent der jährlichen Steuereinnahmen von 8,3 Milliarden des Kantons. Auch die Kantone Neuenburg (1,5 Milliarden / 81 Prozent) und Waadt (6,1 Milliarden / 72 Prozent) sind überdurchschnittlich hoch

verschuldet. In Genf, wo es erst diese Woche im Parlament sogar zu einer Rangelei gekommen ist, scheuen die Politiker auch nicht davor zurück, bei der Finanzrechnung griechische Tricks anzuwenden: Als die Regierung 2007 einen Bilanzfehlbetrag von 6 Milliarden Franken erwirtschaftete, stellte sie kurzerhand die Rechnungslegung um, und – schwups – es resultierte plötzlich ein Überschuss von 2,7 Milliarden Franken.

### Leere Pensionskassen

Eines der grössten Probleme der Griechen ist, dass ein beträchtlicher Teil des Geldes, das sie von der EU erhalten, direkt für die Schuldzinsen draufgeht. Die Höhe der sogenannten Nettozinsbelastung ist ein untrügliches Zeichen dafür, dass sich ein Staat im Niedergang befindet und sich nicht mehr selber retten kann. Der Quotient zeigt den Anteil der direkten Steuereinnahmen, der für die Zahlung der Schuldzinsen aufgewendet werden muss. Je höher die Belastung, desto grösser die Verschuldung und desto schlechter die Zukunftsaussichten. Das Institut des hautes études en administration publique (IDHEAP) in Lausanne berechnet alljährlich die Nettozinsbelastung der Kantone (siehe Abbildung 3). Der Schweizer Mittelwert liegt bei 2,2 Prozent. Einmal mehr schlagen die Romands weit obenaus. Neuenburg (6,14%), Genf (5,5%), Waadt (5,35%) Wallis (4,54%) und Jura (4,49%) liegen in der Rangliste deutlich an der Spitze. In Neuenburg werden also 6,14 Prozent der gesamten Steuereinnahmen direkt für Zinszahlungen aufgewendet. Bloss der Kanton Uri, durch seine Topografie wirtschaftlich und strukturell benachteiligt, kann die alleinige Dominanz der Romands mit 4,64 Prozent durchbrechen.

Verantwortung für die kommenden Generationen zu übernehmen, liegt den welschen Finanzdirektoren nicht besonders. In der Romandie sind die Pensionskassen der Kantone notorisch unterdeckt. Genf hat einen Deckungsgrad von 59,4 Prozent; in Neuenburg liegt er bei 60,9 Prozent. Nur unwesentlich rosiger sind die Aussichten für künftige Pensionäre in der Waadt (66,1 Prozent) und in Freiburg (81,1 Prozent). Zum Vergleich: Der Aargau hat einen Deckungsgrad von 99,8 Prozent, in Luzern liegt er bei 96,8 Prozent, in Zürich bei 87,4 Prozent.

Man kann noch so lange suchen und sich durch Zahlen, Statistiken und Tabellen wühlen – eine Studie, bei der die Romands besser abschneiden als die Deutschschweizer, existiert nicht. Manchmal muss man sich sogar fast ein bisschen wundern über unsere welschen Freunde. Als das Meinungsforschungsinstitut Ipsos im Auftrag einer Versicherung eine repräsentative Umfrage durchführte, sagten 73 Prozent der Deutschschweizer, ein Versicherungsbetrag sei «nicht vertretbar». In der

Westschweiz waren es lediglich 38 Prozent. Und 2010 befragte das Institut Demoscope im Auftrag von *Reader's Digest* tausend Schweizer, was sie tun würden, wenn sie ein Portemonnaie mit tausend Franken Inhalt fänden. Die Umfrage wurde weltweit durchgeführt, und tatsächlich landete die Schweiz (zusammen mit Australien) auf dem ersten Platz der «Ehrlichkeitsskala»: 91 Prozent der Eidgenossen würden das Portemonnaie dem Besitzer zurückbringen. Bei genauerer Betrachtung der Untersuchung zeigte sich jedoch, dass die Deutschschweizer mit 93 Prozent ehrlichen Findern weltweit allein an der Spitze lägen. Bloss betrug der Wert in der Romandie nur 83 Prozent. Damit liegen die Welschen auf der weltweiten Ehrlichkeitsskala noch hinter den Philippinen (86 Prozent).

Tatsächlich gibt es kein Klischee, das durch eine repräsentative Umfrage nicht belegt werden könnte. Gemäss einer Studie des Markt-

## Es gibt kein Klischee, das durch eine repräsentative Umfrage nicht belegt werden könnte.

forschungsunternehmens ACNielsen gaben Westschweizer 2005 pro Jahr und Haushalt 6258 Franken für Lebensmittel und Toilettenartikel aus. Die Deutschschweizer waren mit 5894 Franken rund 360 Franken sparsamer. Laut Bundesamt für Statistik (BFS) gönnen sich elf Prozent der Welschen sechs Wochen und mehr Ferien pro Jahr. In Zürich, der Ost- und Zentralschweiz sind es nur sieben Prozent. Und während in der Ost- und Zentralschweiz 49 Prozent der Arbeitnehmer sogar vier Wochen und weniger Ferien pro Jahr haben, sind es in der Romandie nur 32 Prozent.

## In Genf bezieht jeder Achte Sozialhilfe

Eine andere Umfrage legt sogar den Verdacht nahe, dass die Welschen ihre Kinder zum Faulenzen geradezu erziehen. Vor vier Jahren stellte das Bundesamt für Sport nach einer Befragung von 1500 Buben und Mädchen zwischen 10 und 14 Jahren fest, dass 80 Prozent der Deutschschweizer drei und mehr Stunden Sport pro Woche treiben. In der Romande waren es nur 54 Prozent, die sich regelmässig freiwillig bewegten.

Es könnte endlos so weitergehen mit Beispielen für den welschen Schlendrian. Laut BFS ist in der Westschweiz die «Wahrscheinlichkeit, IV-Rentner zu werden» grösser als in der Deutschschweiz. Ebenso ist der Anteil der «Empfänger von Sozialhilfe im weiteren Sinne an der ständigen Wohnbevölkerung» grösser. In der Waadt beziehen 6,7 Prozent der Einwohner staatliche Leistungen, in Neuenburg sind es 8 Prozent. Der gesamtschweizerische Durchschnitt liegt bei 5 Prozent. Einsam an der Spitze in der Rangliste der

## Arbeitslosenquote nach Kantonen

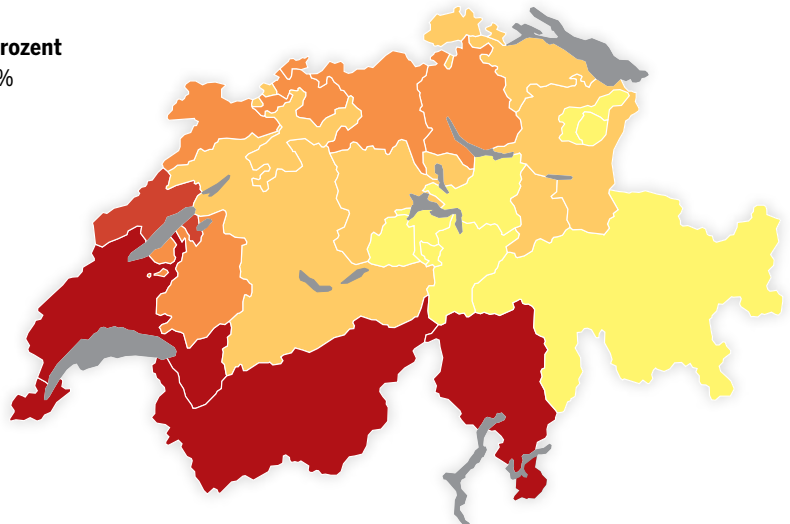
Stand Januar 2012

### Arbeitslose in Prozent

- weniger als 2%
- 2% bis 3%
- 3% bis 4%
- 4% bis 5%
- mehr als 5%



- 5,5% Genf
- 5,5% Waadt
- 5,3% Wallis
- 5,3% Tessin



QUELLE: SECO

## Kantonsratings im Überblick

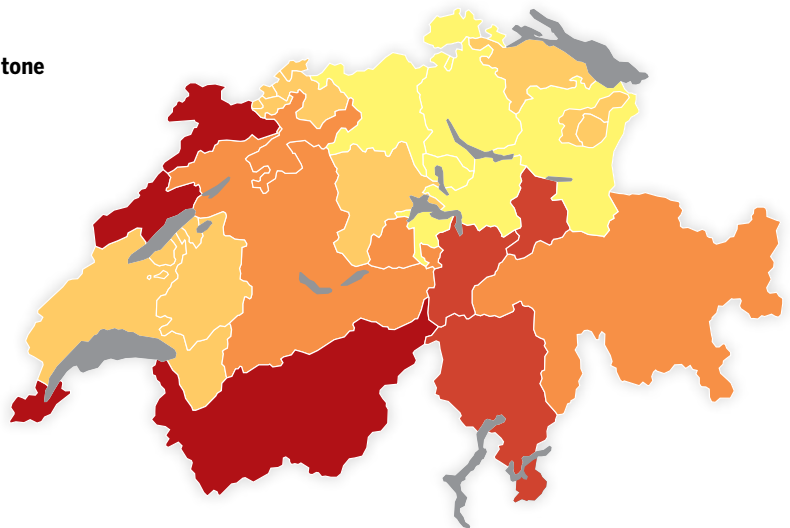
Stand Januar 2012

### Bonität der Kantone

- AAA
- AA+
- AA
- AA-
- A+



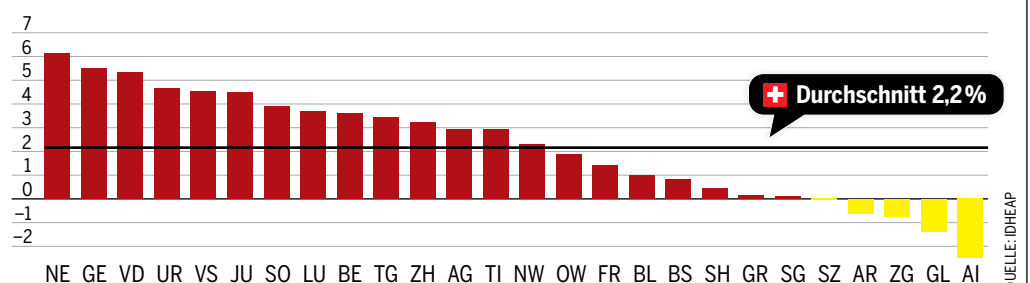
- A+ Genf
- A+ Jura
- A+ Neuenburg
- A+ Wallis



QUELLEN: ZKB

## Nettozinsbelastung – Ergebnisse der Kantone

Stand Januar 2012, in Prozent



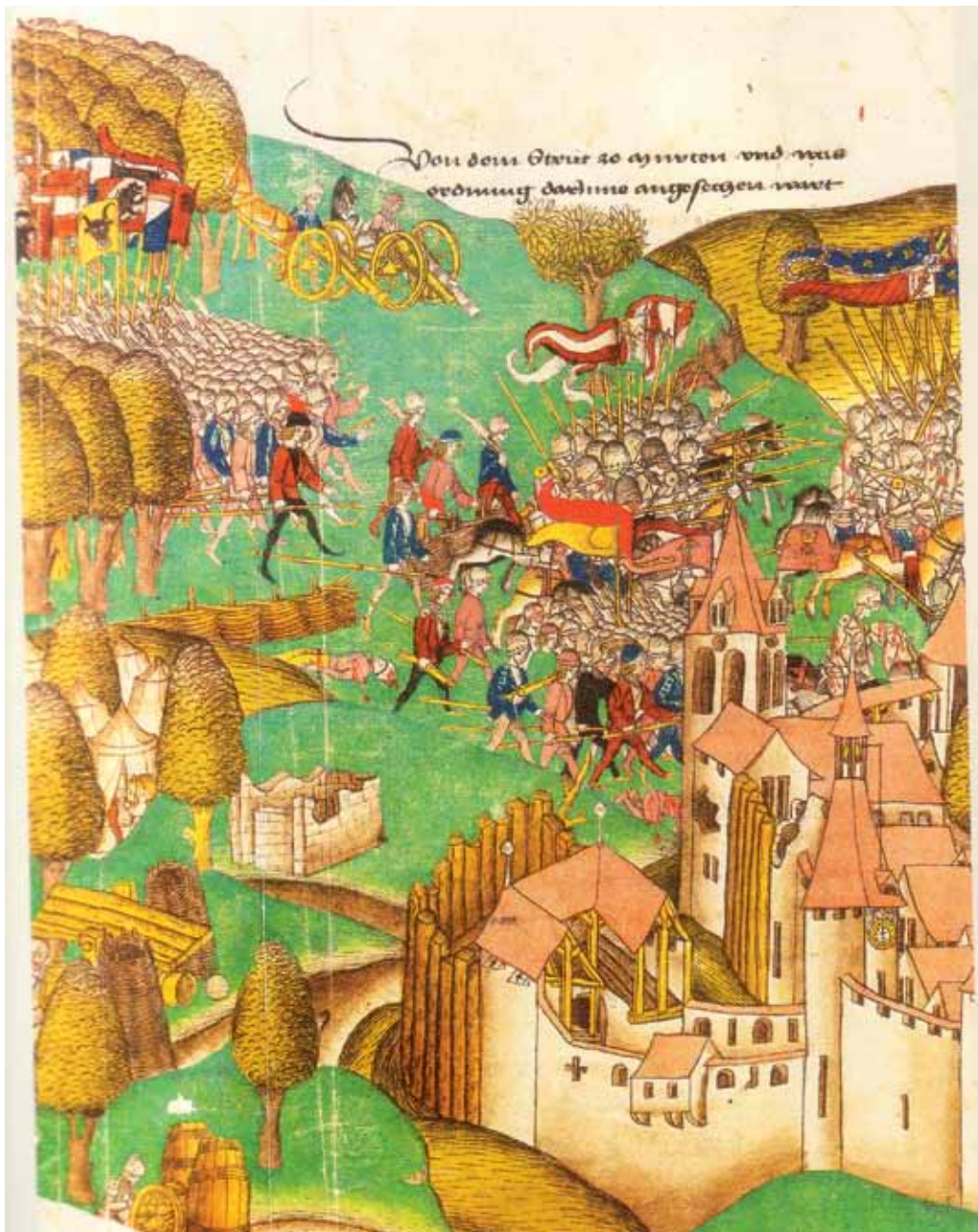
QUELLE: IDHEAP

**Tessiner und Welsche im roten Bereich:** Arbeitslosigkeit, Bonität, Zinsbelastung der Kantone.

Sozialhilfeempfänger liegt Genf mit 13,8 Prozent. Jeder achte Einwohner des Kantons bezieht Fürsorge, Ergänzungsleistungen oder andere Beihilfen.

Allzu viel Kritik einstecken für ihre magere Wirtschaftsleistung mussten die Welschen nie. Im Gegensatz zur EU gibt es in der Schweiz keine Ratingagenturen, die den Zustand der Kantone mit einem A, AA oder

Triple A bewerten. Vergleichbar mit den Wertungen der internationalen Agenturen ist jedoch die Bonitätsprüfung der Zürcher Kantonalbank. Seit 2004 unterzieht sie alle 26 Kantone einer eingehenden Durchleuchtung. Das ZKB-Modell beruht auf zehn Faktoren, unter anderem werden die Gesamtschulden, Zinsbelastung, Selbstfinanzierungsgrad oder Gesamteinnahmen verglichen. Alle Deutsch-



Grosser Sieg der Eidgenossen: Schlacht bei Murten, 1476.



Billet weg: Lombardi (CVP).



Randalen: Garbani (SP).



Schlägerei: Müller (FDP).

schweizer Kantone – und sogar das Tessin – kommen dabei mindestens auf ein AA– (die meisten Kantone schaffen mühelos ein Triple A, siehe Abbildung 2). Sämtliche welschen Kantone erreichen jedoch bloss ein A+. Allein die Waadt hat es im letzten Jahr von einem A+ auf ein AA+ geschafft, da der Kanton zum ersten Mal seit 1991 ein Eigenkapital aufweisen konnte. Die Schweiz ist eine Willensnation –

doch um das Land und die verschiedenen Kulturen zusammenzuhalten, braucht es vor allem Geld. Parallel zur Gründung des Bundesstaats 1848 startete die Umverteilungsmaschinerie. Anfangs verteilte der Bund den Kantonen lediglich die Zolleinnahmen. Bald aber flossen die Subventionen reichlich, und als 1959 erstmals ein Finanzausgleichssystem in der Verfassung verankert wurde,

hatte sich der Ausgleich von den Starken zu den Schwachen als selbstverständlich etabliert.

Das alte System verlangte von den schwachen Kantonen noch keine Anstrengungen zur Verbesserung ihrer Finanzen. Erst der Nationale Finanzausgleich (NFA) von 2004 hat die reine Umverteilung mit einem Anreizsystem gekoppelt. Der Kanton Genf kann mit seinen 13,5 Milliarden Franken Schulden heute nicht einfach beim Bund anklopfen und die hohle Hand machen – im Gegenteil: Wegen des einträglichen Finanzplatzes zahlt Genf 2012 sogar 246 Millionen Franken in den NFA-Topf ein. Auch der Kanton Waadt, in dem sich in den letzten Jahren viele internationale Firmen niedergelassen haben, zahlt 29 Millionen Franken. Die restlichen welschen Kantone hängen jedoch durchgehend am Tropf. Neuenburg, der Jura, das Wallis und der Kanton Freiburg erhalten 2012 insgesamt rund 1,3 Milliarden Franken aus dem NFA.

Während die Griechen 2008 pro Kopf (nach heutigem Kurs) rund 690 Franken aus der EU-Kasse erhielten, dürfen sich die Jurassier in diesem Jahr über je 2117 Franken aus dem NFA-Topf erfreuen. Die Freiburger erhalten 1775 Franken pro Kopf, die Walliser 1763 Franken. Abgesehen von den Bergkantonen Uri und Glarus, die 2485 Franken respektive 1946 Franken pro Einwohner erhalten, liegen auch hier die Westschweizer Kantone vorn.

### Verbundenheit mit Frankreich

«Je travaille, donc je suis» – das calvinistische Lebensmotto zählt in der Romandie nicht wirklich. Während sich die Welschen mit ihrer Anspruchshaltung an den Staat stets ihrem grossen Nachbarn, dem etatistischen Frankreich, verbunden fühlten, halten die Deutschschweizer ihren Ruf als einigermaßen harte Arbeiter hoch, die den helvetischen Motor am Laufen halten. Eigenverantwortung und Unabhängigkeit werden in der Romandie kleingeschrieben. Gemäss Umfragen wäre die Schweiz längst der EU beigetreten, ginge es nach den Welschen.

Im 15. Jahrhundert fochten die Eidgenossen manche Schlacht gegen die Burgunder, um ihr Reich in den französischsprachigen Westen auszudehnen. Die Bataillen von Grandson und Murten 1476 werden bis heute als grosse Siege der Eidgenossen gefeiert. Waren sie das wirklich? Seit ihrer Eroberung fühlen sich die Romands stets benachteiligt und von den Deutschschweizern dominiert. Für Missstände machen sie gern die Mehrheit ennet des Röstigrabens verantwortlich, statt sich über die Solidarität zu freuen und sich ein Beispiel zu nehmen.

Immer sind die andern schuld: Auch beim Jammern offenbaren die Romands erstaunliche Ähnlichkeiten mit den Griechen. ○

# Eigener Herd ist Rot-Grün Goldes wert

Die roten und grünen Würdenträger mobilisieren gegen die Bauspar- und für die Zweitwohnungs-Initiative und schüren den Neid auf «die Reichen». Dabei verschweigen sie, dass sie in ihrer Mehrheit selbst Immobilienbesitzer sind. *Von Urs Paul Engeler*



*Politisch korrekter Bodenbesitz: Fässler.*



*Zwei Immobilien in Bern: Tschäppät.*



*Haus in Schaffhausen: Fehr.*

Das Verhältnis der linken und grünen Prominenz zum Grundeigentum ist widersprüchlich, heuchlerisch, verschleiern, durchaus elitär – und vor allem von viel schlechtem Gewissen geprägt. 1988 scheiterte die aus dem sozialistischen Werkzeugkasten gebastelte «Stadt-Land-Initiative gegen die Bodenspekulation» (siebzig Prozent Nein), die mit Zwangsvorschriften und prohibitiven Steuern in den Wohn- und Bodenmarkt eingreifen wollte. Bei dieser Gelegenheit wurde vielen Rufern nach dem starken Staat immerhin bewusst, dass sie ja selbst zu den Profiteuren des relativ freien Handels gehören, dass sie sich in ihren hübschen Eigenheimchen bereits wohlig und günstig eingerichtet haben oder dass sie in Erwartung einer solchen Erbschaft leben.

Der Widerspruch zwischen dem Ruf nach der «Vergesellschaftung des Bodens» und dem persönlichen Grundbesitz, auf den sie keines-

wegs verzichten wollten, trieb die Genossen damals zur Gründung eines Hausvereins Schweiz, in dem «umweltbewusste und faire EigentümerInnen» sich gegenseitig versichern, dass sie «mit dem Boden haushälterisch umgehen, ökologisch verantwortlich und sozial handeln», wie die St. Galler SP-Nationalrätin Hildegard Fässler erklärt. Der jährliche Vereinsbeitrag macht den Privatbesitz von Haus und Boden politisch korrekt.

Fässler präsidiert den Hausverein, der mittlerweile 10 000 Mitglieder zählt, und residiert mit ihrem Mann im eigenen Haus am ruhigen Tulpenweg 7 im Rheintaler Dorf Grabs. Zurzeit kämpfen sie und der Verein der rot-grünen Hausbesitzer dagegen, dass auch andere Mittelständler und heutige Mieter das gleiche Glück erreichen können. Der Hausverein engagiert sich an vorderster Front gegen die Bauspar-Initiative, über die am 11. März abgestimmt wird. Bei einem Ja könnten die Kantone Gesetze einführen, wonach jedermann und jede Frau bis zu 15 000 Franken für den Erwerb von Wohneigentum und bis zu 5000 Franken für energetische Sanierungen anlegen darf, steuerbefreit und während zehn Jahren. Zurzeit ist das allein im Kanton Basel-Landschaft möglich, allerdings mit etwas kleineren Beträgen.

«Ungerecht» seien diese Steuererleichterungen und «wirkunglos», rufen die arrivierten Linken aus ihren schönen Häusern: Das steuerbefreite Bausparen komme nur den Reichen zugute und schmälere die Staatsfinanzen. Und noch etwas klassenkämpferischer: «Die WohneigentümerInnen sind bereits heute steuerlich bessergestellt.»

Nun gehören grosse Teile der sozialdemokratischen und grünen Elite, die den Kampf gegen die Initiative führt, selbst zu der Klasse der Immobilienbesitzer, die sie öffentlich als böse Profiteure anprangern. Auch wenn nicht alle so protzen, wie die Zürcher Regierungsrätin Regine Aeppli dies tat, als sie vor einem Jahr für sich und ihre Kinder im aufgemotzten Zürcher Seefeldquartier gleich zwei Luxuswohnungen zum Preis von 3,4 Millionen Franken erworben hat. SP-Präsident Christian Levrat logiert im freiburgischen Vuadens in seinem eigenen Haus, wie er, böse zischend, zugibt. Die frühere SP-Fraktionschefin Ursula Wyss (BE) verfügt, wie Homestorys belegen, über eine adrett möblierte Eigentumswohnung in schönster Lage über dem rechten Aare-Ufer (Steuerwert des privatisierten Lebensraums: 391 790 Franken). Ihr Nachfolger Andy Tschümperlin («Soziale Gerechtigkeit ist nicht nur ein Schlagwort») haust mit seiner Familie in Rickenbach (SZ) ebenfalls in seinen eigenen vier Wänden, politisch abgesichert durch das Engagement im Hausverein.

## Immobilienbesitzer im Mieterverband

Wie eine nicht lückenlos abgeschlossene Befragung zutage fördert, liegt die Wohneigentumsquote bei rot-grünen Parlamentariern weit über dem schweizerischen Mittel von rund 34 Prozent. Der ultralinke Hans-Jürg Fehr («Die Macht der Märkte brechen!») hat sich bereits vor Jahren mit Ehefrau Susi in seinem Haus am Schaffhauser Stadtrand eingemischt. Der Berner Stadtpräsident und Neo-Nationalrat Alexander Tschäppät besitzt allein in der Bundesstadt zwei Liegenschaften. Der Baselbieter SP-Nationalrat Eric Nussbaumer hat die Hälfte eines Doppel Einfamilienhauses in Frenkendorf erworben; die gleiche angenehme Wohnsituation gilt in Frauenfeld für Edith Graf-Litscher, die zugleich Mitglied ist des Mieterinnen- und Mieterverbands Ostschweiz (MVO) und (wie Hildegard Fässler) vom MVO im Wahlkampf unterstützt wurde. Auch für Eigentümer, die ein politisches Amt anstreben, ist eine Charge im Mieterverband die halbe Miete.

Der Zürcher Thomas Hardegger, SP-Ständekandidat und seit Dezember im Nationalrat, lebt in einer Eigentumswohnung in Rümli und verwaltet als Geschäftsführer der Hardegger Immobilien AG einen familien-eigenen Grund- und Hausbesitz, der «mehrere Liegenschaften» aus einem Erbgang (prä-

zisere Zahlen sind auch auf Nachfrage nicht erhältlich) umfasst. Die Firmenzwecke sind beachtlich: «der Erwerb, die Nutzung und die Veräusserung von Liegenschaften», «Tochtergesellschaften im In- und Ausland errichten», «im In- und Ausland Grundeigentum erwerben, belasten, veräussern und verwalten», «Finanzierungen für eigene oder fremde Rechnung». Bedenklich ist das nicht für Thomas Hardegger, der auch gegen die Bauspar-Initiative kämpft; als neuer Präsident der Zürcher Sektion des Hausvereins verfolgt der Eigentümer und Vermieter die Ziele, günstigen und energetisch sauber sanierten Wohnraum anzubieten. Im Wahlkampf wurde er vom Mieterverband unterstützt.

Wie ein mittlerer Orkan tritt die neugewählte Zürcher SP-Nationalrätin Jacqueline Badran auf Podien derzeit gegen das steuerbegünstigte Bausparen an («eine lose-lose-Vorlage!»). Immerhin outet die Biologin sich jeweils zu Beginn der Diskussionen, dass sie selbst mit ihrem «Lieblingmensch Victor» in einer sehr schönen Eigentumswohnung an der Thurwiesenstrasse 3 in Zürich ihr Leben geniesst: «Wohnen ist der Stoff, aus dem Alltagsträume gemacht sind.» Auch Anita Thanei, Präsidentin des Schweizerischen Mieterinnen- und Mieterverbands der Deutschschweiz und von ihrer Partei nicht mehr nominierte alt SP-Nationalrätin, kämpft vom sicheren Wohneigentum in der Stadt Zürich aus für die Mieter. Thaneis Verband bläut den Mitgliedern explizit ein, keinesfalls den gleichen Status wie die privilegierte Wortführerin anzustreben: «Annahme der Bauspar-Initiative auf eigene Gefahr! Nein!»

### Sozialdemokratisches Bewusstsein

Sozialdemokraten können ihr Bewusstsein sogar derart weit dehnen, dass sie nicht nur Wohneigentümer sind und Mieter vertreten können, sondern auf dem Markt sogar als Vermieter auftreten und politisch gleichzeitig Spitzenpositionen im Mieterverband bekleiden. Bis die Widersprüche sich in einem hü-

schen Skandal entladen wie im Falle der Berner SP-Abgeordneten Margret Kiener Nellen, die derzeit die nationalrätliche Finanzkommission präsidiert. Als Eigentümerin eines Mehrfamilienhauses in Bolligen schickte sie den Bewohnern, die auszogen, eine unkorrekte Nachforderung von 6000 Franken, liess sie – trotz Protest – die Wohnung noch während der Mietdauer renovieren und verlangte sie obendrein von den Mietern nach erfolgter Renovation 600 Franken für eine Nachreinigung. Gleichzeitig sass die Juristin und Gemeindepräsidentin Kiener Nellen, die das Bausparen bekämpft, auf dem Chefsessel des Berner Mieterverbandes und im Vorstand des Deutschschweizer Mieterverbandes. Diese Posten musste sie allerdings nach ihren «Verstössen gegen das Mietrecht», wie der Verband festhielt, verlassen.

### Hausbesitzer um Hausbesitzer

Bei wem man sich auch erkundigt im linken Teil der Wandelhalle des Bundeshauses, man trifft Hausbesitzerin um Hausbesitzer: vom grünen Geri Müller (Baden) über die Bündnerin Silva Semadeni (SP) bis zu Jean-François Steiert (SP) an der Avenue du Général Guisan in Freiburg. Hildegard Fässler mag zwar die lange Liste der parlamentarischen Mitglieder

ihres Hausvereins nicht herausgeben, doch zählt sie immerhin einige auf, die sich auch öffentlich zu ihrem Status als Besizende bekannt haben: Yvonne Gilli (Grüne, SG), Barbara Gysi (SP, SG), Maria Roth-Bernasconi (SP, GE), Roger Nordmann (SP, VD), Jacqueline Fehr (SP, ZH), Ex-Nationalrätin Therese Frösch (Grüne, BE), Margret Kiener Nellen (SP, BE), Isabelle Chevalley (GLP, VD), Francine John-Calame (Grüne, NE), Christian van Singer (Grüne, VD), Ständerat Didier Berberat (SP, NE). Grüne Bauersleute mit hablichem Hof wie Maya Graf (BL) fallen nicht unter diese Kategorie.

Für die ganz besondere Pointe ist die Baselbieter SP-Nationalrätin Susanne Leutenegger Oberholzer besorgt. Während Jahren hatte sie das Bauspar-Modell ihres Kantons genutzt und so, steuerbefreit, rund 90 000 Franken angehäuft, die sie dann zum Kauf einer Wohnung in Muttenz verwendete, wie sie der *Weltwoche* vorrechnet. Heute schimpft sie aufs Bausparen und auf die aktuelle Initiative: «Der letzte Quatsch.» Das Konzept nütze nur den Banken, schaffe falsche Anreize für Anleger: «Ich hätte mit dem Geld gescheiter Aktien gekauft!» In der Ratsdebatte auf ihre Widersprüche aufmerksam gemacht, verstieg die Juristin sich zur Behauptung, sie habe nur darum steuerbefreit baugespart, «weil ich den perversen Effekt dieses Systems aufzeigen will. Ich finde, das kann man am besten anhand der eigenen Steuererklärung tun.»

### Zweitdomizil am Millionenhügel

SP-Nationalrat Stéphane Rossini war der einzige Walliser Parlamentarier, der im Rat für Franz Webers radikale Zweitwohnungs-Initiative («Schluss mit dem uferlosen Bau von Zweitwohnungen») gestimmt hatte. Rossini selbst ist leidenschaftlicher Jäger und betreibt sein Hobby von einem Chalet aus. Die Aargauer SP-Ständerätin Pascale Bruderer Wyss besitzt eine Ferienwohnung in Engelberg; einen Widerspruch zu ihrem Ja zur Beschränkung von Zweitwohnungen sieht sie darin nicht: «Ich unterstütze das Anliegen, dass es ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Erst- und Zweitwohnungen braucht.»

In keinen Gewissenskonflikt geraten kann auch die altgrüne und heute grünliberale Zürcher Ständerätin Verena Diener, welche die Kantone zwingen will, «aktiv gegen Zweitwohnungen und kalte Betten vorzugehen»: Die Raumplanung habe komplett versagt. Diener hat sich vor noch so rigorosen neuen Schweizer Massnahmen geschickt geschützt. Die ökologisch Besorgte hat ihr Zweitdomizil am sogenannten Millionenhügel im deutschen Wangen am Bodensee eingerichtet, machte allerdings Schlagzeilen, weil sie neben dem Haus illegal noch ein Gartenhaus hochzog.



Vermieterin im Mieterverband: Kiener Nellen.



Bausparerin: Leutenegger Oberholzer.



Ferienwohnung in Engelberg: Bruderer Wyss.

Mitarbeit: Florian Schwab



# Sie nannten ihn «Fascho»

SP-Präsident Christian Levrat stand in seiner Jugend politisch weit rechts. Er bewunderte den Populisten Jean-Marie Le Pen und beklatschte die Atomversuche des französischen Präsidenten Jacques Chirac. Er könne sich daran «nicht erinnern», sagt Levrat zu seiner kurvenreichen Karriere. *Von Philipp Gut*



*Faszination für die Macht und «starke Männer»:* SP-Präsident Levrat.

Er hat die Partei zielstrebig nach links geführt. Seit Christian Levrat am 1. März 2008, vor exakt vier Jahren, zum Präsidenten der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz gewählt worden ist, sind die pragmatischen Stimmen in der SP verstummt. Die antikapitalistische Rhetorik wurde verstärkt und im Parteiprogramm bekräftigt. Schulter an Schulter kämpft die Partei mit den radikalen Gewerkschaften. Die Annäherung an die politische Mitte ist gestoppt.

Am 11. März möchte Levrat seiner Karriere einen weiteren Erfolg hinzufügen: Er kämpft mit Bauernverbandsdirektor Jacques Bourgeois (FDP) um die Ersatzwahl für den zweiten Freiburger Ständeratssitz, den sein Freund und Weggefährte Alain Berset, der neue sozialdemokratische Bundesrat, innegehabt hat.

Im Wahlkampf zeigt sich Levrat von seiner versöhnlichen Seite und holt, jenseits aller Klassenschranken, mit ausladender Gebärde

den ganzen Stand ins Boot: «Continuons ensemble, pour Fribourg» («Auf dem Erfolg aufbauen – für Freiburg»), lautet sein Slogan. Im Hintergrund der Plakate leuchten die sattgrünen Weiden einer Voralpenlandschaft. Die Bildwelt ist meilenweit entfernt vom urbanen Milieu, das mit Vorliebe SP wählt.

## Mit Chirac gegen die Amerikaner

Der Wahlspruch dürfte wahrer sein, als Levrat lieb sein mag. Aus Bulle, in dessen Umgebung er aufgewachsen ist, kommen interessante Neuigkeiten über die Anfänge von Levrats Politikerkarriere. Der stramme Linkspolitiker begann seine Laufbahn am rechten Rand des Spektrums. Er war Mitglied der Jungliberalen, das ist bekannt. Nicht bekannt ist in der Öffentlichkeit, dass Levrat wiederholt Bewunderung für Rechtspolitiker äusserte, vom Gaullisten Jacques Chirac bis zum Populisten und Ausländerfeind Jean-

Marie Le Pen. Levrat war damals aktives Mitglied im Schachklub Bulle. Den Kollegen – die meisten waren nach eigener Aussage liberal bis linksliberal eingestellt – fiel Levrat durch seine rechten Parolen auf. «Wir erschraken jeweils über seine Stellungnahmen», sagt einer von ihnen. Am meisten fasziniert sei Levrat von Jean-Marie Le Pen gewesen, dem Präsidenten des französischen Front National. Immer wieder habe er von Le Pen geschwärmt. «Er bewunderte Le Pens Charisma, seine Äusserungen und seinen Führungsstil», so ein ehemaliger Kollege. Auch die harte Linie in Ausländerfragen habe Levrat mit Zustimmung quittiert.

Le Pen war keine Ausnahme. Levrat habe, so berichten mehrere Quellen übereinstimmend, auch Sympathien für den Gaullisten Jacques Chirac bekundet. Sein Übername lautete «Pino simple fasco» («Pino der Faschist»), abgeleitet vom südamerikanischen Diktator Augusto Pinochet. «Manche im Klub haben ihn so genannt», sagt ein ehemaliger Sportskamerad.

Aufgefallen ist den Kollegen auch Levrats Haltung zu Chiracs Atomversuchen im Jahr 1995. Der frisch gewählte Präsident, der den Sozialisten François Mitterrand abgelöst hatte, liess im September 1995 trotz internationaler Proteste eine neue Testreihe im süd pazifischen Mururoa-Atoll zünden. Levrat habe das schwer beeindruckt, berichten ehemalige Kollegen. Ein vieldiskutiertes Phänomen sei damals die «Hyperpower» gewesen, die Steigerung der amerikanischen Supermacht nach dem Kollaps der UdSSR. Levrat habe Chiracs selbstbewusstes Auftreten gelobt und die Atomtests als «symbolisches Zeichen gegen die Übermacht der USA» gefeiert, so ein Ohrenzeuge.

Der politische Werdegang des heutigen SP-Präsidenten ist offensichtlich kurvenreicher als angenommen. Worin gründete seine Bewunderung für Le Pen, Chirac und Co? Und was bewog ihn später dazu, die Fronten zu wechseln? Zwei Motive zögen sich «wie ein roter Faden» durch alle Äusserungen Levrats, sagt einer, der dabei war: die Faszination für die Macht und ein ausgesprochener Etatismus. Levrat habe immer wieder Bezug auf «diese starken Männer» genommen. Das sei nicht verwunderlich, schliesslich sei er selber ein begnadeter «Machtmensch». In Bundesbern ist zu hören, dass Levrat zusammen mit Alain Berset einen eigentlichen Masterplan ausgearbeitet habe, um beide ganz nach oben zu bringen. Zur SP sei er gewechselt, weil er dort mehr Möglichkeiten gesehen habe, sagt ein Weggefährte aus dem Greyerzerland.

Die Nachrichten über Levrats politische Seelenwanderung haben etwas Erfrischendes. Der stramm linke Atomgegner, der Rechtsausserpolitiker lobpreiste und die französischen Bombentests in der Südsee-Idylle befürwortete: Das ist zumindest originell. «Wer im Alter von zwanzig Jahren nicht Sozialist ist, hat kein Herz, wer es mit vierzig Jahren immer noch ist, hat keinen Verstand», soll der französische Staatsmann Georges Clemenceau gesagt haben. Levrat wählte den umgekehrten Weg.

#### Lange «kritisch gegen die Linke»

«Das ist 20 Jahre her. Ich kann mich nicht in allen Details erinnern», sagt er spontan am Telefon. Für den nächsten Tag vereinbaren wir ein Gespräch im Bundeshaus. Levrat bringt einen kurzen Lebenslauf mit, der die Stationen seines Werdegangs bis zu seiner Wahl als SP-Nationalrat 2003 umfasst. Den Sozialisten war er vier Jahre zuvor, 1999, beigetreten.

Den rechten Parolen, über die seine ehemaligen Kollegen berichten, setzt Levrat sein soziales Engagement entgegen. Er habe damals gleichzeitig bei einer «eher links orientierten» christlichen Jugendorganisation mitgemacht und die GSoA-Initiative zur Abschaffung der Armee unterstützt. Als Gymnasiast habe er eine «Drittwelt-Solidaritätsgruppe» und später eine lokale Sektion von Amnesty International gegründet. Mit 19 trat er den Junglibera-

len bei, deren Präsident der neue Freiburger FDP-Regierungsrat Maurice Ropraz war. «Levrat hatte eine besondere Meinung in der FDP», sagt Ropraz heute. Von einer kritischen Einstellung zu Marktwirtschaft und Kapitalismus sei aber noch nichts zu spüren gewesen.

Levrat stammt aus einem liberalen Elternhaus, sein Vater war Geschäftsführer einer Peugeot- und Citroën-Garage und engagierte sich in Wirtschaftsverbänden. Als sein politischer Mentor fungierte Sylvestre Moret, Ex-Chef der liberalen Grossratsfraktion mit originellen Vorschlägen (die Lehrer sollten während ihrer Sommerferien in öffentlichen Bibliotheken arbeiten, fand er). «Ich komme aus einer gewerblichen Familie, da war es nur logisch, dass ich zu den Freisinnigen ging, es war damals weitgehend die einzige Alternative zu den Konservativen», sagt Levrat. Lange sei er «kritisch gegen die Linke» eingestellt gewesen. Sie habe, so glaubte er damals, «kein Gefühl für die Freiheit». Das entspricht einer gängigen Unterscheidung: Rechte und Liberale orientieren sich am Leitbegriff der «Freiheit», Linke setzen die «Gerechtigkeit» höher an. Als Jurist bei der Caritas und der Schweizerischen Flüchtlingshilfe (SFH) schärfte Levrat sein soziales Profil und seine Sensibilität für Ausländerfragen. Heute nennt er seine damalige Aussage eine «Fehleinschätzung».

Wandel also oder Kontinuität? Es habe einen «kontinuierlichen Wandel» gegeben, das sei

schon so, sagt Levrat selber. «Mir ist immer klarer geworden, dass mein Weg links ist.» Dazu beigetragen habe ein Studienaufenthalt in England, wo er die aus seiner Sicht negativen Folgen der Politik von Margaret Thatcher hautnah mitbekommen habe.

Und seine Plädoyers für Le Pen und Chirac? Nachdem er sich anfänglich «nicht erinnern» mochte, sagt Levrat jetzt, er könne sich einzig vorstellen, Le Pens «rhetorisches Talent» irgendeinmal gelobt zu haben. Bei den Präsidentschaftswahlen 1988 sei er noch für Chirac und nicht für Mitterrand gewesen. Heute nennt er den machtbewussten Sozialisten «mein Vorbild». Den Übernamen «Pino simple fiasco», der noch in den 90er Jahren im Schachklub Bulle zirkulierte, habe er nie gehört. Das sei «frei erfunden». Auch dass er die Atomtests von 1995 – damals war er 25 – begrüsst habe, bestreitet Levrat vehement. Die ehemaligen Schachkollegen halten allerdings uneingeschränkt an ihrer Aussage fest.

«Er ist ein engagierter Mann. Wenn er etwas macht, macht er es richtig», sagt der Freiburger SVP-Nationalrat Jean-François Rime mit spürbarer Sympathie über Levrat. Beide eint die Vergangenheit in der FDP, aus der – ironische Pointe – der SP-Präsident nie formell ausgetreten ist. So viel ist sicher: Levrat ist schon jetzt einer der ideologisch beweglichsten SP-Chefs der Geschichte. ○

DAS UNBEKANNTE.  
WENN WIR UNS  
NIE DORTHIN  
WAGEN, WIE  
SOLLEN WIR JE  
NEUES ENTDECKEN?

**HONDA**  
The Power of Dreams



**Der neue Honda Civic, ab CHF 22 000.-\***

Jetzt Probe fahren bei Ihrer Honda-Vertretung. **CIVIC**

[www.newcivic.ch](http://www.newcivic.ch)

\* Civic 1.4i «S», 5 Türen, 1339 cm<sup>3</sup>, 73 kW/100 PS, CHF 22 000.–, Gesamtverbrauch (80/1268/EWG): 5,5 l/100 km. CO<sub>2</sub>-Emissionen gemischter Zyklus: 131 g/km (Durchschnitt aller Neuwagen: 159 g/km). Energieeffizienzklasse: B (Foto: Civic 1.8i Executive, 5 Türen, 1798 cm<sup>3</sup>, 104 kW/142 PS, CHF 32 900.–).

# Räucherstäbchen für den Frieden

Geri Müller raucht pro Jahr einen Joint, lädt Hamas-Extremisten ins Bundeshaus ein, verteidigt den iranischen Präsidenten Achmadinedschad und bezeichnet die USA als Unrechtsstaat. Warum löst der grüne Nationalrat aus dem Aargau trotzdem parteiübergreifend Sympathien aus? *Von Rico Bandle*



«Bedenklich ist nicht, dass ich einmal im Jahr Cannabis rauche, sondern dass eine Zeitung daraus eine grosse Geschichte machte»: Nationalrat Geri Müller.

Wieder einmal sorgte Geri Müller letzte Woche mit seinem Palästina-Aktivismus bis über die Landesgrenzen hinaus für Schlagzeilen. Der Nationalrat hatte den Hamas-Sprecher Mushir al-Masri im Bundeshaus empfangen; das Erinnerungsfoto verbreitete sich rasch im Internet, später auch in den gedruckten Medien. In vielen Ländern gilt die Hamas offiziell als terroristische Organisation. Er habe keine Zeit für eine Reservation im Restaurant gehabt, darum habe er Mushir al-Masri ins Café des Bundeshauses eingeladen, rechtfertigte sich Müller gegenüber der Online-Ausgabe des *Tages-Anzeigers*. Ausserdem sei al-Masri ein gewählter Parlamentarier, er hätte auch einen finnischen Abgeordneten so empfangen.

Geris Müller, 52, ist der engagierteste Palästina-Aktivist der Schweiz, in seiner Radikalität hat er gar seinen Parteikollegen Daniel Vischer überholt, der sich seit Jahrzehnten für die An-

liegen der Palästinenser einsetzt. Als er von der *Weltwoche* für ein Porträt angefragt wird, hegt er sogleich den (falschen) Verdacht, dass der Kommunikationsberater und frühere *Blick*-Chefredaktor Sacha Wigdorovits dahinterstecke. «Er will mich mundtot machen. Aber

## In seiner Radikalität hat er gar seinen Parteikollegen Daniel Vischer überholt.

ich lasse mich nicht unterkriegen.» Müller willigt zu einem einstündigen Gespräch ein, am Schluss sollten es zweieinhalb Stunden werden.

Müllers Büro ist in einem gesichtslosen Gewerbebau beim Bahnhof Baden untergebracht. Im Innenraum türmen sich die Ordner, an der Wand fallen grosse Anti-AKW-Aufkle-

ber mit dem weltbekannten lächelnden *Sünne-li* auf. Die gläserne Platte des Sitzungstisches hat mehrere Sprünge, in der Ecke steht ein Staubsauger, die etwas muffige Atmosphäre erinnert an eine Studenten-WG. Müller bietet eine Tasse Kaffee an, «die Bohnen stammen aus einem äthiopischen Frauenprojekt». Er beschäftigt eine persönliche Teilzeitmitarbeiterin und einen Lehrling, der während des Gesprächs ein Räucherstäbchen anzündet, um den Zigarettenrauch seines Chefs zu überdecken. In dem Büro ist auch Müllers Künstleragentur untergebracht, die aber kaum mehr aktiv tätig ist. Seit einigen Jahren ist Müller als Nationalrat und Vizeammann der Stadt Baden Berufspolitiker.

## «Flair für Verschwörungstheorien»

Geris Müller wirkt mit seinen tief liegenden Augenlidern, als sei er eben aus dem Bett ge-

stiegen, doch er ist hellwach. Seine Gegner bezeichnen ihn als «Extremisten» oder als «naiv», seine Anhänger halten ihn für «gradlinig» und «äusserst engagiert». Die angefragten grünen Nationalräte wollten sich so kurz vor der Parteipräsidentenwahl nicht über ihn zitieren lassen – Müller gehört zu den Kandidaten.

Keine Mühe, Müller öffentlich anzugreifen, hat der Kommunikationsberater Sacha Wigdorovits: «Geri Müller ist ein Antisemit, das habe ich ihm auch schon öffentlich ins Gesicht gesagt.» Wigdorovits betont, dass seine Firma kein Mandat habe, Israel zu verteidigen. Er stehe der momentanen israelischen Regierung ebenfalls kritisch gegenüber, aber als Jude könne er nicht schweigen, wenn er sehe, wie Leute wie Müller Israel «aus klar antisemitischen Gründen diffamieren».

Müller findet Wigdorovits' Anschuldigung schlicht «Unsinn». Mit dem Antisemitismus-Vorwurf ist Müller in der Tat schlecht beizukommen – Belege dafür, dass er von Judenhass getrieben sei, gibt es keine. Dass er zu einem gewissen Antiamerikanismus neigt und die David-gegen-Goliath-Situation idealisiert, ist ihm hingegen nicht abzusprechen. So stellte er auch schon die USA auf dieselbe Stufe wie den Iran: Als Micheline Calmy-Rey (SP) wegen ihres Besuches mit Kopftuch beim iranischen Präsidenten Mahmud Achmadinedschad unter Beschuss geriet, meinte er, wenn man nicht mit dem Iran Handel betreiben dürfe, so dürfe man dies auch mit den USA nicht. Schliesslich würden die USA Menschenrechtsverletzungen begehen. Alt-Nationalrätin Vreni Müller-Hemmi (SP) ist als Zentralpräsidentin der Gesellschaft Schweiz–Israel seit vielen Jahren mit Müller konfrontiert. «Er vertritt immer die Extremposition», sagt Müller-Hemmi. Sie würde ihn nicht als Antisemiten bezeichnen, attestiert ihm aber ein gewisses Flair für «Verschwörungstheorien und obskure Gruppierungen».

Müller sieht es anders. Er könne der Ungerechtigkeit, die dem palästinensischen Volk widerfahre, nicht einfach zusehen. «Ich handle aus der Überzeugung, dass Völkerrecht und Menschenrechte überall angewandt werden müssen», sagt er. Im Vergleich mit anderen Konfliktherden auf der Welt ist der Israel-Konflikt eher klein, die Opferzahlen sind bescheiden. Weshalb engagiert er sich nicht anderswo? «Das tue ich. Zum Beispiel in Sri Lanka», sagt er. Müller war 2005 als Wahlbeobachter in Sri Lanka, sein Engagement für die Tamilen ist aber längst nicht so intensiv wie jenes für die Palästinenser.

Ist von den besetzten Gebieten die Rede, so gerät Müller in einen Redeschwall. Er erzählt von den vielen Reisen in die Region, dass ihm ein israelischer Soldat schon einmal ein Gewehr an den Kopf gehalten habe oder wie er den früheren PLO-Führer Jassir Arafat getroffen habe. «Ich sehe mich nicht als Aktivist, son-

dern als Übersetzer, der die Anliegen der Palästinenser für den Westen verständlich macht. Hier in der Schweiz kann man das zum Glück machen, in Deutschland ist dies tabu, da gilt man gleich als Nazi.» Müllers Engagement zeigt missionarische Züge: «Sehen Sie denn nicht, was mit der Ungleichbehandlung der Palästinenser angerichtet wird?»

### Achmadinedschad und die SVP

Politisiert wurde Müller durch die Atomfrage. Als er fünfzehn Jahre alt war, erreichten die Proteste gegen das geplante Kernkraftwerk Kaiseraugst ihren Höhepunkt. Müller fuhr mit einem Freund nach Kaiseraugst und blieb die ganze Nacht. Für ihn war dies ein prägendes Erlebnis: «Ich habe gesehen, dass Engagement auch Wirkung haben kann.» Das Atomkraftwerk wurde nie gebaut. Der Kampf gegen die Atomkraft und für erneuerbare Energien ist bis heute ein zentrales Anliegen Müllers geblieben. Auch über dieses Thema kann er stundenlang reden.

Aufgewachsen ist Müller im aargauischen Turgi. Der Vater war Schreiner, die Mutter



Nähe zur Hamas: Al-Masri, Müller.

Hausfrau – eine klassische kleinbürgerliche Einwandererfamilie. Der deutsche Vater war während des Zweiten Weltkriegs als 16-Jähriger in Frankreich in Kriegsgefangenschaft der Alliierten geraten. Dort lernte er seine zukünftige Frau kennen, mit der er später in die Schweiz zog.

«Meine Eltern waren sehr angepasst und immer darum besorgt, nicht negativ aufzufallen», sagt Müller. Trotzdem seien sie immer hinter ihm gestanden, auch als er wegen Militärdienstverweigerung ein halbes Jahr ins Gefängnis musste. «Im Dorf habe ich allerdings grossen Gegenwind verspürt, man wollte mich zum Beispiel als Scharleiter der Jungwacht loswerden.» Zudem wurde ihm der Zugang zur Höheren Pädagogischen Lehranstalt (HPL) verwehrt. Aufgrund des Lehrermangels konnte er später trotz des fehlenden Diploms unterrichten.

1991 hatte er als Einwohnerrat Badens sein erstes politisches Amt inne, 1995 folgte die Wahl in den Grossen Rat des Kantons Aargau, 2003 wurde er Nationalrat, 2011 kandidierte er auch für den Ständerat, vergeblich. In der eigenen Partei ist Müller keineswegs unumstritten. Er war der einzige grüne Vertreter, der gegen Schengen/Dublin kämpfte, und nach dem Fall Holenweger mit dem falschen Komplottvorwurf gegen den damaligen Bundesrat Christoph Blocher (SVP) forderte Müller eine parlamentarische Untersuchungskommission. «Mir geht es allein um die Sache. Ob Blocher oder die SVP gleicher Meinung sind, das kann doch kein Kriterium sein.» Diese Haltung dürfte ihm bei seiner bevorstehenden Kandidatur um das Präsidium der Grünen Partei mehr Stimmen kosten als seine Nähe zur Hamas.

Immer wieder sorgen Äusserungen Müllers für Kopfschütteln, zuletzt im Zusammenhang mit dem Besuch des Hamas-Vertreters im Bundeshaus, als er über die Terroristen im Gazastreifen sagte: «Da gibt es Einzelne, sehr wenige in Bezug auf die Gesamtbevölkerung, die *Seich* machen.» Dass seine Aussagen wunderbare Schlagzeilen hergeben, ist sich Müller bewusst. «Meine Worte werden von einigen Medienschaffenden dauernd verdreht», beklagt er sich – und liefert im selben Atemzug neuen Stoff für all jene, die seine Zurechnungsfähigkeit anzweifeln: «Irans Präsident Achmadinedschad agiert analog wie die SVP: den Feind von aussen orten und im Innern sich aufspielen als Einziger, der was dagegen machen kann.»

### Mit vollem Engagement

Dass solche Vergleiche die Kritik an ihm nähren und er einmal mehr als «naiv» oder als «nützlicher Idiot» im Dienste von Terroristen bezeichnet werden könnte, nimmt er in Kauf. Er scheint nicht einmal in Betracht zu ziehen, sich deswegen zurückzunehmen. Kürzlich bestätigte er gegenüber einer Schülerzeitung, dass er noch etwa einmal pro Jahr einen Joint rauche. «Soll ich etwa lügen? Bedenklich ist nicht, dass ich einmal im Jahr Cannabis rauche, sondern dass eine Zeitung daraus eine grosse Geschichte machte.»

Eines ist sicher: Geri Müller hebt sich von der Masse an in Kommunikationstrainings weichgespülten Politikern ab. Er zieht seine Sache ungeschminkt und mit vollem Engagement durch – egal ob in der Aussenpolitik oder wenn er den hundertsten Schüler empfängt, der ihn für den Staatskundeunterricht befragen möchte. So verwundert es auch nicht, dass er trotz seiner Nähe zu zweifelhaften Organisationen und Staatsleuten viele Sympathien genießt, auch ausserhalb seiner Heimatstadt Baden. Selbst politische Gegner sagen über ihn: «Geri Müller ist einer, mit dem man gerne ein Bier trinken geht.» ○

# Auf dem Holzweg

Schweizer Holzhändler werfen den SBB vor, das Transportangebot auf der Schiene laufend zu verschlechtern. Deshalb müssten sie ihre Güter vermehrt auf der Strasse transportieren. Die SBB weisen die Vorwürfe zurück. *Von Alex Reichmuth und Ruben Wyttenbach (Bild)*



Weicht immer mehr auf Lastwagentransporte aus: Holzhändler Aegerter.

Am 22. Dezember letzten Jahres platzte Marianne Räss der Kragen. An diesem Tag erfuhr die Unternehmerin, dass die SBB die Gebühren für Holztransporte nach Italien auf den 1. Januar 2012 deutlich erhöhen würden – um bis zu zwanzig Prozent. Verärgert hat Räss nicht nur die Erhöhung selber, sondern auch, dass die höheren Tarife nur zehn Tage vor ihrer Einführung mitgeteilt wurden. «Können Sie zum Beispiel Ihre Inseratepreise auch einfach per Ende Monat anpassen, ohne die Kunden rechtzeitig darüber informiert zu haben?», schrieb Räss der *Weltwoche*.

Zusammen mit ihrem Bruder Fritz Aegerter führt Marianne Räss in zweiter Generation die Fritz Aegerter AG in Herzogenbuchsee. Die Firma ist auf Holzhandel und Schreinerarbeiten spezialisiert und beschäftigt achtzehn Angestellte. Ein Bahngleis führt direkt zum Areal. Etwa 80 000 Tonnen Holz liefert man jährlich an Kunden im In- und Ausland, sagt Räss – bis vor wenigen Jahren fast ausschliesslich per Bahn. Denn für Holztransporte sei die Schiene ideal, meint Räss. «Wir fühlen uns der Bahn eigentlich auch ideell verbunden», sagt die Unternehmerin, «denn schliesslich ermöglicht sie ökologisch verträgliche Transporte.»

Dennoch sei die Firma in den letzten Jahren immer mehr auf Lastwagentransporte ausgewichen – gezwungenermassen, wie Räss be-

tont. Schuld daran sei, dass das Angebot der SBB für Holztransporte immer teurer, aber gleichzeitig immer schlechter werde. Räss beklagt insbesondere, dass laufend Verladebahnhöfe geschlossen würden. «Früher waren es noch 500, jetzt sind es nur noch 99.» An den verbleibenden mangle es oft an Koordination und Information seitens der SBB, um die Waggon effizient beladen und entladen zu können. Oft fehle es auch an verfügbarem Rollmaterial – etwa während der Zuckerrübenerte, für die jeweils zahlreiche Waggon reserviert würden. Bei Transporten über die Schweizer Grenze hinaus setzten sich die SBB zudem kaum ein, wenn Probleme auftauchten und die beladenen Waggon tage- oder wochenlang herumstünden.

Generell vermisst Marianne Räss bei SBB Cargo, der Güterabteilung der Bundesbahnen, kompetente Ansprechpartner. Der Betrieb sei von bürokratischen Leerläufen geprägt. Im Gegenzug erhöhten die SBB ihre Gebühren immer weiter. Jüngst sei etwa die sogenannte Wagenzustellgebühr, die erst vor einigen Jahren eingeführt wurde, von sechzig auf neunzig Franken pro Waggon erhöht worden. «Die Transportgebühren mit allen Zusatzgebühren sind mittlerweile so hoch, dass die Bahn nicht mehr konkurrenzfähig ist. Ihre Angebote sind überteuert.» Sie habe die SBB um Ein-

blick in deren Kostenkalkulation gebeten – ohne Erfolg.

«Ich kämpfe nun schon seit Jahren um ein besseres Transportangebot seitens der SBB», sagt Marianne Räss. «Aber stattdessen wird das Angebot jedes Jahr schlechter.» Sie sei mittlerweile überzeugt, dass die SBB gar nicht an Einzelwagentransporten interessiert seien, wie sie der Holzhandel benötige – obwohl in der Politik pausenlos betont werde, wie wertvoll Transporte auf der Schiene seien.

Beat Moos, Holzhändler aus dem zugerischen Steinhausen, beklagt die gleichen Probleme wie Marianne Räss, was Transporte mit den SBB angeht: unverschämte Preisaufschläge, abnehmenden Service, fehlendes Rollmaterial, steigende Bürokratie. Besonders stört Moos, dass die SBB dauernd neue Gebühren einführen, wie jüngst einen Wechselkurszuschlag von 74 Euro pro Waggon. Er glaube längst nicht mehr, dass die Bundesbahnen an Holztransporten interessiert seien. Im Gegenteil: «Die wollen uns systematisch kaputtmachen.»

## «Man will uns hinausekeln»

Auch Jürg Wüst ist nicht gut zu sprechen auf die SBB. Der Holzhändler aus dem aargauischen Möriken ärgert sich ebenfalls über den «komplizierten Büroapparat beider SBB», abnehmenden Service und kurzfristig angekündigte Gebührenerhöhungen. «Man will uns Holzändler hinausekeln», vermutet er. Die SBB seien wohl nicht mehr an Einzelwagenladungen interessiert, sondern nur noch an ganzen Zügen, die sie von Grenze zu Grenze bewegen könnten.

Bei den SBB widerspricht man. SBB Cargo setze «alles daran, Transporte von der Strasse auf die Schiene zu verlagern – trotz Problemen in der Holzbranche, die sich etwa in der Schliessung einiger Werke zeigen», schreibt SBB-Mediensprecher Christian Ginsig. Allerdings müsse das Transportnetz «eigenwirtschaftlich» betrieben werden können. Auf kurzfristig angekündigte Gebührenerhöhungen angesprochen, erwähnt Ginsig lediglich, dass die Wagenzustellgebühr seit ihrer Einführung 2006 erstmals erhöht worden sei, von sechzig auf neunzig Franken, was sechzig Rappen pro Tonne entspreche. Während der Zuckerrübenerte habe es Engpässe bei einem gewissen Wagentyp gegeben. Man habe den Kunden aber Alternativen angeboten, was zu positiven Rückmeldungen geführt habe. Zum Vorwurf der Bürokratie hält Ginsig fest, dass sich die Abläufe bei SBB Cargo in den letz-

ten Jahren nicht grundlegend verändert hätten. Weiter erwähnt der SBB-Sprecher «Workshops» und institutionalisierte Gespräche, bei denen Probleme mit den Holzhändlern und ihren Verbandsvertretern diskutiert würden. Vor einigen Tagen habe ein weiteres Treffen mit der Wald- und Holzindustrie stattgefunden.

Jörg Reimer vom Verband Holzwerkstoffe Schweiz, dem auch die sogenannten Rundholzexporteure wie Räss, Moos und Wüst angeschlossen sind, bestätigt zwar, dass solche Gespräche stattfinden. «Aber es nützt nichts», fügt der Verbandsdirektor an. Die Probleme bestünden weiterhin. Bei den Holzhändlern sei niemand zufrieden mit den Leistungen der SBB. Sie würden nun immer mehr auf Lastwagentransporte ausweichen.

### Nur noch 20 Prozent mit der Bahn

Die Zahlen der Holzhändler zeigen sogar eine massive Verlagerung auf die Strasse. «Die Fritz Aegerter AG hat bis vor wenigen Jahren noch fast alles gehandelte Holz per Bahn transportieren lassen», sagt Marianne Räss. Jetzt finde bereits ein Drittel der Transporte auf der Strasse statt. Wegen der jüngsten Gebührenerhöhungen bei den SBB sei man gezwungen, diesen Anteil nun weiter zu erhöhen. Die Auskunft von Holzändler Beat Moos ist fast deckungsgleich: Während seine Firma früher 95 Prozent der Transporte auf der Schiene abgewickelt habe, finde heute über ein Drittel auf der Strasse statt. Für Transporte mit einer Reichweite bis 450 Kilometer setze er heute sogar ausschliesslich auf Lastwagen. Jürg Wüst ist für sein Holzhandelsgeschäft gar mehrheitlich auf LKW-Transporte ausgewichen. «Bisher wickelten wir 99 Prozent über die Bahn ab. Ab diesem Jahr sind es nur noch 20 Prozent.»

SBB-Sprecher Christian Ginsig schreibt jedoch, die Zahl der Holztransporte auf der Schiene habe in den letzten Jahren «weitgehend stabil» gehalten werden können. Er verweist auf die Zahlen der Jahre 2008 bis 2010, wonach die transportierten Mengen im Holzhandel innert zweier Jahre um neun Prozent und die Zahl der eingesetzten Wagen um dreizehn Prozent abgenommen haben. Laut Ginsig hat diese Abnahme vor allem mit «massiven Veränderungen am Markt» zu tun, wie zum Beispiel die Schliessung einiger Werke. Die Probleme der Holzhändler mit den SBB dürften in Zukunft kaum kleiner werden. Im letzten Herbst gab SBB Cargo bekannt, dass bei den Gütertransporten bis 2013 80 Millionen Franken gespart werden sollen, um keine roten Zahlen mehr schreiben zu müssen. 200 Stellen sollten verschwinden. Zudem prüft SBB Cargo die Schliessung von 155 Zustellpunkten für Kunden im Inland.

«Für Güter die Bahn» heisst ein bekannter Slogan, der für Transporte auf der Schiene wirbt. Unter Holzhändlern wird der Slogan nur noch mit Hohn zitiert. ○

## Güterverkehr

### «Dramatische Entwicklung»

Wegen fehlender Kapazitäten der SBB weichen Händler zunehmend auf Lastwagen aus.



Höhere Preise: SBB-Cargo.

Schweizer Händler transportieren ihre Güter vermehrt auf der Strasse statt auf der Schiene. Ein Beispiel dafür ist der Handel mit rezykliertem Material. Es gebe namentlich beim Altpapier eine «starke Tendenz» zur Verlagerung auf die Strasse, sagt Thomas Bähler vom Verband Stahl-, Metall- und Papier-Recycling Schweiz (VSMR). Auch beim Handel mit Schrott sei eine solche Tendenz zu beobachten, wenn auch weniger deutlich. Insbesondere Recyclinghändler mit kleinerem Volumen hätten den Wechsel bereits vollständig vorgenommen. «Die Strassentransporte sind von der Verfügbarkeit und der Zuverlässigkeit her besser», meint Bähler.

Zur Verschiebung hätten auch die höheren Transportpreise von SBB Cargo beigetragen. Bähler bedauert die Entwicklung. «Die Recyclingbranche versteht sich als alteingesessene Cleantech-Industrie. Wir möchten unbedingt vermeiden, dass die Bahntransporte wegfallen.» Seitens der Unternehmen, die dem VSMR angeschlossen sind, tauchten immer wieder Klagen über fehlendes Rollmaterial bei der Bahn auf. Bähler gesteht den SBB aber zu, «ehrlich und sichtbar» bemüht zu sein, die Kapazitätsprobleme zusammen mit ihrem Verband zu lösen.

Auch Frank Furrer, Generalsekretär des Verbandes der verladenden Wirtschaft

(VAP), schreibt von «Rückverlagerungsszenarien auf Lastwagenverkehr». Der VAP vertritt die Firmen, die über eigene Anschlussgeleise, Rangierfahrzeuge oder Güterwagen verfügen, sowie Städte und Gemeinden mit eigenen Infrastrukturanlagen des Bahngüterverkehrs. Den Hintergrund für die Tendenz der Verlagerer, auf die Strasse auszuweichen, bildeten die «schlechten Rahmenbedingungen», denen die Güterverkehrsabteilung der SBB (SBB Cargo) unterworfen sei. Zu diesen schlechten Bedingungen gehören laut Furrer die hohen Trassenpreise, die fehlenden Kapazitäten auf dem Schienennetz, die Benachteiligung des Güterverkehrs gegenüber dem Personenverkehr, die Kostenfolgen von Lärm- und Sicherheitsvorschriften sowie die rigiden Ruhezeitvorschriften für das Personal. Dem pflichtet Tony Lüchinger bei, Betriebsökonom beim VAP. Er spricht von einer «zum Teil dramatischen Entwicklung im Binnen-, Import- und Exportverkehr auf der Schiene». Denn wenn Unternehmen sich entscheiden würden, für ihren Transportbedarf neue oder zusätzliche Lastwagen zu beschaffen, verblieben die entsprechenden Transportvolumina für mindestens zehn bis fünfzehn Jahre auf der Strasse. Es braucht laut Lüchinger nun rasche Massnahmen zur Verbesserung der Rahmenbedingungen des Schienengüterverkehrs, um eine grossflächige Verlagerung auf die Strasse zu verhindern.

Klagen über fehlende Transportkapazitäten auf der Schiene gibt es auch bei der Erdöl-Vereinigung. Namentlich in der Region Genf gebe es Engpässe, sagt Marcel Ott, bei der Erdöl-Vereinigung für Eisenbahntransporte zuständig. Immerhin: Eine Verlagerung der Transporte der Erdöltransporte auf die Strasse im grossen Stil sei bisher aber nicht zu beobachten.

Seit Jahrzehnten ist in der Schweiz von einer Verlagerung der Gütertransporte von der Strasse auf die Schiene die Rede. Tatsächlich findet jedoch das Gegenteil statt. Im alpenquerenden Transitverkehr sinkt der Anteil der Bahn laufend, trotz aller politischen Absichtserklärungen und aller Abgaben und Steuern. Auch auf dem übrigen Schienennetz geht die Entwicklung in die gleiche Richtung, wie die Aussagen von Händlern zeigen: von der Bahn auf Lastwagen. *Alex Reichmuth*

# «Es muss allen wohl sein»

Sechs Wochen Ferien für alle, Anhebung des Euro-Mindestkurses auf Fr. 1.40 und immer mehr allgemeinverbindliche Gesamtarbeitsverträge: Chefökonom Daniel Lampart über die wirtschaftspolitischen Rezepte seines Schweizerischen Gewerkschaftsbundes (SGB). *Von Florian Schwab*



«Zeit ist ein grosses Bedürfnis»: Initiative «Sechs Wochen Ferien für alle».



«Das ist negativ ausgedrückt»: Lampart.

**Herr Lampart, wie viele Ferien haben Sie?**  
Sechs Wochen im Jahr.

**Hätten Sie lieber acht Wochen?**

In meinem Fall wäre das nicht sinnvoll.

**Der Schweizerische Gewerkschaftsbund unterstützt die Initiative «Sechs Wochen Ferien für alle». Wieso soll sich der Staat in die privaten Absprachen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer einmischen?**

Direkt nach der Annahme verlangt die Initiative fünf Wochen für alle. Anschliessend in einer Übergangszeit jedes Jahr einen Tag mehr. Viele Arbeitnehmer haben bereits fünf oder sechs Wochen Ferien. Es geht darum, den Status quo zu verankern und jenen zu helfen, die in den letzten Jahren stark unter Druck gekommen sind.

**Die Initiative ist eine versteckte Lohn-erhöhung. Es geht darum, die Arbeit in der Schweiz noch weiter zu verteuern.**

Das ist negativ ausgedrückt. Am Ende arbeitet man fürs Leben und nicht umgekehrt. Es muss allen wohl sein in unserem Land.

**Es gibt auch Leute, denen es mit weniger als vier Wochen Ferien noch wohl ist, die sogar mehr arbeiten wollen.**

Als Arbeitgeber würde ich Sie verpflichten, mindestens fünf Wochen Ferien zu nehmen. Sonst leidet Ihre Kreativität. Es hat in

der Schweiz Tradition, solche Mindeststandards demokratisch zu legitimieren. Zeit ist ein grosses Bedürfnis geworden, gerade für Ehepaare mit Kindern, wo beide Eltern erwerbstätig sind. Wie gross das Bedürfnis ist, werden wir am 11. März sehen.

**Wir haben die höchsten Löhne in Europa.**

Fast die höchsten ... Wir haben aber gleichzeitig stark steigende Wohnkosten und ein nach Kopfprämien finanziertes Gesundheitswesen, das auch immer teurer wird, weil man das Geld nicht dort holt, wo die Zahlungsbereitschaft am höchsten ist: bei den hohen Einkommen. Das ist wirtschaftlich fragwürdig.

**Auf der einen Seite bekämpfen Sie die Hochpreisinsel, auf der anderen Seite wollen Sie die Löhne anheben. Man kann am Ende nicht den Fünfer und das Weggli haben.**

Ich bin nicht als Falke gegen die Hochpreisinsel bekannt. Man muss da vorsichtig sein. **Aber eine Ihnen nahestehende Partei.**

Ich vertrete den SGB.

**Die natürliche Entwicklung geht genau in die andere Richtung: hin zu tieferen Löhnen. Das ist eine Folge der Personenfreizügigkeit, die der SGB unterstützt.**

Wir sind für die bilateralen Verträge. Die Personenfreizügigkeit ist nur ein Teil davon. Wir brauchen eine gute und geregelte

Beziehung zu unseren Nachbarn, die sich in der EU zusammengeschlossen haben.

**In der die Schweiz Mitglied werden sollte?**

Das hat derzeit keine Priorität.

**Wenn man mehr Wettbewerb auf dem Arbeitsmarkt zulässt, sinkt der Lohn.**

Der SGB war unter der Bedingung für die bilateralen Verträge, dass unsere Bevölkerung profitiert. Daher die sogenannten flankierenden Massnahmen. Diese müssen sicherstellen, dass in der Schweiz Schweizer Löhne gezahlt werden. Kein Ausländer darf zu einem tieferen Lohn angestellt werden als ein Inländer. Damit wird verhindert, dass Ausländer Inländer auf dem Arbeitsmarkt verdrängen. Wenn das Prinzip «Schweizer Lohn für alle» nicht mehr gesichert ist, müssen wir handeln. Wir sind die Ersten, die bei Lohndumping Alarm schlagen.

**Lohndumping ist ein komisches Wort. Dumping bedeutet, dass man unter den eigenen Herstellungskosten anbietet.**

Das Wort hat eine hohe Plausibilität. Jede Arbeit hat einen Lohn, und es gibt Arbeitgeber, die versuchen, ihre Machtstellung auszunutzen und die Löhne zu drücken. Ich war kürzlich an einem Anlass, wo zwei Baumeister im privaten Gespräch sich beklagt haben, dass ein Fünftel in ihrer Branche «Sauhünd» seien. Das könne ja nicht sein.

Die Baubranche lebt von öffentlichen Aufträgen. Wo der Steuerzahler die Rechnung zahlt, kann man sich vielleicht den Luxus zu hoher Löhne leisten. In anderen Branchen bringen Gesamtarbeitsverträge (GAV) kleine Unternehmen unter Druck.

Arbeitnehmer und Arbeitgeber treffen im Rahmen der Sozialpartnerschaft eine Vereinbarung in einem GAV, und der Bundesrat legt dann die Allgemeinverbindlichkeit fest, damit sich nicht einzelne Unternehmen mit Lohndruck einen Wettbewerbsvorteil verschaffen können.

Es ist das natürliche Interesse jedes Arbeitgebers, dass es seinen Angestellten nicht allzu schlecht geht.

Die Realität und Statistiken sprechen eine andere Sprache. Wenn Sie beispielsweise die Lohnkontrollen auf dem Bauhauptgewerbe ansehen, dann stellen Sie fest, dass es bei einem Fünftel der Unternehmen Probleme gibt.

Kleinere Unternehmen haben nicht das Know-how und die administrativen Kapazitäten, um sich an die unzähligen Nebenbedingungen zu halten, die ihnen der GAV, vorschreibt: Zeiterfassung, Pausenregelungen, sonstige Spitzfindigkeiten.

Ich glaube nicht, dass Ihre These stimmt. Ich kenne viele Gegenbeispiele. Wenn sie stimmt, müssten sich kleinere Unternehmen zusammenschliessen. Die Lohnbuchkontrollen werden von den paritätischen Kommissionen durchgeführt, in der Arbeitnehmer und Arbeitgeber gleichmässig vertreten sind.

Es hat sich eine Kontrollindustrie gebildet, von der die GAV-Verbände sehr gut leben. Wenn auch nur der kleinste Verstoß festgestellt wird, muss die Firma nicht nur eine Busse, sondern auch die Kontrolle bezahlen – mehr als 10 000 Franken.

Der GAV-Vollzug ist in der Schweiz in erster Linie Sache der Verbände, also privat. Nach meiner Erfahrung funktioniert das recht gut. Sie müssen die Alternative sehen: Das wäre ein ausschliesslich staatliches, arbeitnehmerschutzbezogenes System. Der EU wäre das übrigens lieber.

Die dritte Alternative wäre eine Nachverhandlung der Bilateralen: die Personenfreizügigkeit einschränken und gleichzeitig die GAV-Explosion beenden.

Die Löhne wären nicht mehr geschützt, und Arbeitgeber würden dennoch Personal aus dem Ausland holen, allenfalls auch schwarz.

Zusätzlich zu den Bussen und Kontrollgebühren wird für jeden Angestellten ein Vollzugskostenbeitrag von einigen hundert Franken pro Jahr vom Lohn abgezogen, der an die paritätischen Kommissionen geht. Von wie viel Geld sprechen wir total?

Das weiss ich nicht genau.

Rund 200 Millionen Franken?

Das scheint mir deutlich zu hoch gegriffen.

Die Vollzugskostenbeiträge werden teilweise von der paritätischen Kommission an die Verbände ausgeschüttet. Auch an die Gewerkschaften. Wie viel erhalten die SGB-Verbände?

Der SGB selber bekommt nichts. Mit den Beiträgen wird der Vollzug finanziert, also beispielsweise die Kontrollen. Diese werden von Organisationen gemacht, bei denen Arbeitgeber und Gewerkschaften gleichermaßen vertreten sind. Die Mitglieder unserer Verbände erhalten einen Teil ihres Mitgliederbeitrags aus dem Vollzugsbeitrag zurückerstattet. Das ist notwendig, denn die Mitglieder sorgen dafür, dass es Gesamtarbeitsverträge gibt. Die Nichtmitglieder profitieren. Ohne diese Regelung würden die Mitglieder der Gewerkschaften und der Arbeitgeberverbände bestraft.

Was halten Sie von der folgenden These: Ohne die Finanzierungsquelle aufgrund allgemeinverbindlicher GAV gäbe es keine Gewerkschaften mehr in der Schweiz.

Das stimmt nicht. Arbeitnehmer würden sich auch sonst zusammenschliessen. Die Mehrheit der Gesamtarbeitsverträge ist ja nicht für allgemeinverbindlich erklärt.

Wir hatten durch die flankierenden Massnahmen eine Explosion von Allgemeinverbindlichkeitserklärungen.

Schön wär's! Der Abdeckungsgrad beträgt noch immer unter vierzig Prozent, auch wenn die absolute Anzahl an GAV gestiegen ist.

Das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) legt es darauf an, so viele GAV wie möglich für allgemeinverbindlich zu erklären.

Meine Erfahrung mit dem Seco ist eine andere. Gerade beim Arbeitgeberquorum sieht das Seco sehr genau hin. Es gibt häufig auch Probleme der statistischen Erhebung.

Vielleicht müssen Sie öfter mit Serge Gaillard sprechen, Ihrem Vorgänger als SGB-Chefökonom, der seit etlichen Jahren die Direktion für Arbeit im Seco leitet.

Ich spreche viel mit Herrn Gaillard, wie auch Arbeitgeberpräsident Daum und andere, die sozialpartnerschaftlich tätig sind. Das Seco muss das Gesetz anwenden, ist aber über vorsichtig unterwegs.

Sie sind Mitglied im Bankrat der SNB. Fühlen Sie sich für das Kommunikationsdebakel im Fall Hildebrand mitverantwortlich?

Für die öffentliche Kommunikation des Bankrats ist der Präsident zuständig. Ich

---

«Wenn der Kurs bei 1.20 bleibt, dann kommen die Preise und Löhne unter Druck.»

---

kann mich dazu nicht äussern.

Sie erhalten für Ihre Mitgliedschaft im Bankrat jährlich rund 40 000 Franken. Müssen Sie die dem SGB abliefern?

Wie alle Sitzungsgelder kommen diese dem Sekretariat des SGB zu, ja.

Der Euro wackelt. Sind Sie weiter für einen Mindestkurs von 1.40?

Ja. Der überbewertete Franken gefährdet die Löhne und Arbeitsplätze ernsthaft.

Sie wollen die Kaufkraft der Schweizer Löhne senken?

Der Wechselkurs muss die fairen Preisverhältnisse widerspiegeln. Das ist derzeit nicht der Fall. Wenn der Kurs bei 1.20 bleibt, dann kommen die Preise und Löhne unter Druck. Wir werden wüste, deflationäre Tendenzen sehen.

Daniel Lampart, Jahrgang 1968, ist Chefökonom des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes (SGB).



# HUBLOT

KING POWER  
KING GOLD UNICO

BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen  
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich  
Tel +41 (0)43 344 63 63 · beyer-ch.com



# Die verlorene Ehre des Peter Gleick

Die Auseinandersetzung unter den Klimaforschern wird immer schärfer. Selbst vor Datendiebstahl und Fälschung schrecken einige nicht zurück.

Von Hanspeter Born



«Ernste Entgleisung aus meiner eigenen Urteilsfähigkeit und Ethik»: Klimaforscher Gleick.

Freitag, der 27. Januar, war kein guter Tag für Dr. Peter Gleick in Berkeley, Kalifornien. Als er am Morgen im *Wall Street Journal* den offenen Brief von sechzehn prominenten Wissenschaftlern las, in dem diese behaupteten, es bestehe kein Grund, wegen der globalen Erwärmung in Panik zu geraten, kam ihm die Galle hoch. Gleick, 55, ist Wasserforscher von Weltruf, Autor zahlreicher wissenschaftlicher Artikel und Bücher, Mitbegründer und Präsident des in der Umweltforschung tätigen Pacific Institute in Oakland. Vor einigen Jahren beschrieb ihn der *New Yorker* als «zurückhaltenden, tweedartigen Mann mit dünner werdenden Haaren, einem kurzen, angegrauten Bart und den suchenden Augen eines East-Bay-Idealisten hinter einer runden Drahtgestellbrille».

Seit bald drei Jahrzehnten beschäftigt sich Gleick intensiv mit der Frage des Klimawandels und ist überzeugt, dass die globale Erwärmung

menschgemacht und hochgefährlich ist. Für Gleick ist die Minderheit der «Klimaleugner» («deniers») vergleichbar mit den fünf Prozent Amerikanern, die nicht an die Mondlandung glauben. Vor einem amerikanischen Kongressausschuss hat er einmal erklärt: «Hier, kurz gesagt, ist das beste Argument gegen den globalen Klimawandel: Es gibt keines.»

## Revanche an den «Klimaleugnern»

Als besonders stossend empfand es Gleick, dass dasselbe *Wall Street Journal* vor zwei Jahren einen von ihm eingesandten, von 255 Mitgliedern der National Academy of Science unterzeichneten Brief, der vor der menschengemachten Klimaerwärmung warnte, nicht abgedruckt hatte. Er setzte sich an seinen Computer und schrieb einen wütenden Blog, in dem er das Fachwissen der sechzehn in Frage stellte, auf «fundamentale Irrtümer» im

Brief hinwies und die «schamlose Einseitigkeit» der Zeitung geisselte.

Was musste er im Brief der sechzehn «Klimaleugner» lesen? «Die Panik über das Klima ist für viele von Vorteil, weil sie staatliche Gelder für Forschung und ein Anwachsen der Bürokratie bringt.» – «Alarmismus» sei auch ein «Köder für grosse Geldspenden zugunsten wohlthätiger Stiftungen, die versprechen, den Planeten zu retten». Gleick, dessen Institut sich für einen sorgfältigeren Umgang mit der Umwelt einsetzt und solche Spenden erhält, war entrüstet.

Die sechzehn Briefschreiber behaupteten also, ihm und anderen Idealisten gehe es ums Geld! Ungeheuerlich, wenn man wusste, dass die Ölindustrie die «Leugner» finanzierte. Gleick hatte gerade in den letzten Tagen mit dem (in seinen Augen)berüchtigten Heartland Institute in Chicago korrespondiert. Dieses

Heartland Institute, ein liberaler (im europäischen, nicht amerikanischen Sinn), wirtschaftsfreundlicher Think-Tank in Chicago, kann als Dreh- und Angelpunkt der Klimaskeptiker bezeichnet werden. Er hat bereits sechs jährliche, von Klimaskeptikern besuchte Konferenzen organisiert und unterstützt verschiedene «Klimaleugner» finanziell.

### Der Trick mit der E-Mail-Adresse

Ausgerechnet dieses Heartland Institute hatte ihn, Gleich, vor zwei Wochen eingeladen, an seinem jährlichen Benefizbankett mit James Taylor, einem von Heartland angestellten «Klimaleugner», in einer Debatte die Klagen zu kreuzen. (Gleich und Taylor haben beide einen Blog im Magazin *Forbes*). In der Einladung hiess es: «Statt eines Honorars würden wir 5000 Dollar an ein Hilfswerk Ihrer Wahl überweisen. Ich glaube, eine solche Debatte wäre erhellend und sehr unterhaltsam. Die Leute von Heartland beissen nicht und behandeln diejenigen, die eine andere Meinung haben, mit Respekt.» In seiner Antwort bat Gleich vorerst einmal um Informationen über die Finanzen und Sponsoren von Heartland. Heartland antwortete: «Wir veröffentlichten früher eine Lis-

### Gleich beschloss, die Transparenz zu erzwingen und dies durch eine kleine List zu tun.

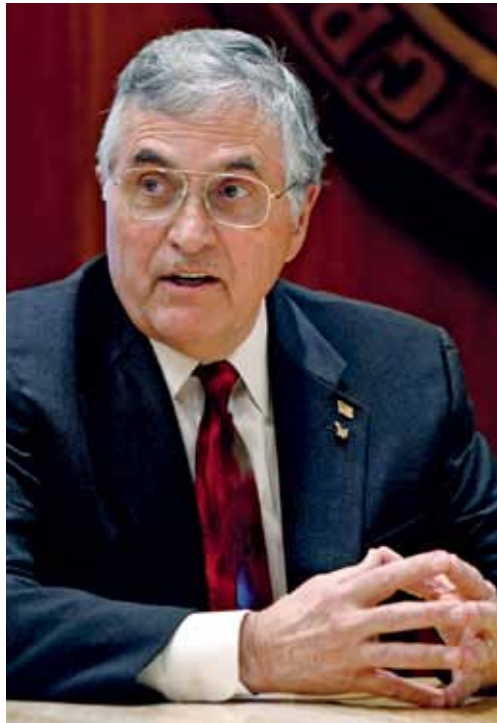
te unserer Sponsoren, haben aber vor ein paar Jahren damit aufgehört, teilweise weil diejenigen, die mit dem Heartland Institute nicht einverstanden sind, beschlossen, unsere Sponsoren persönlich oder via E-Mail zu belästigen.»

Am selben 27. Januar, an dem er sich über den Brief der sechzehn im *Wall Street Journal* ärgerte, teilte Gleich Heartland mit, dass er nach ernsthafter Abwägung die Einladung ausschlagen müsse: «Ich denke, der Ernst der Bedrohung durch den Klimawandel ist zu wichtig, um dem «Unterhaltungsteil des Anlasses», wie Sie dies beschreiben, und der Belustigung Ihrer Sponsoren zu dienen. Vielleicht noch wichtiger: Der Mangel an Transparenz bezüglich der finanziellen Unterstützung für das Heartland Institute steht im Gegensatz zu meinen Überzeugungen...»

Gleich beschloss, die Transparenz zu erzwingen, und er kam auf die Idee, dies durch eine kleine List zu tun («a subterfuge», wie er später selber sagen sollte). So schickte er, ebenfalls am 27. Januar, und zwar um 8.36 Uhr, eine E-Mail an Heartland, und dies unter einer von ihm kreierte neuen Gmail-Adresse auf den Namen Harrison «Jack» Schmitt. Schmitt (Jahrgang 1935) ist Vorstandsmitglied von Heartland, Geologe, ehemaliger Astronaut, ehemaliger Senator aus Arizona und Mitunterzeichner des Briefs im *Wall Street Journal*, der Gleich erzürnt hatte. In dieser E-Mail bat «Schmitt» alias

Gleich Heartland, zusätzlich als Duplikat seine zweite, persönliche E-Mail-Adresse auf seine Mailingliste zu nehmen. In den folgenden zwei Wochen forderte «Schmitt»/Gleich dann von Heartland verschiedene vertrauliche Dokumente an: die Daten künftiger Vorstandssitzungen; das Protokoll der letzten Sitzung; Material für die nächste Sitzung; eine aktuelle Adressliste aller Vorstandsmitglieder. Das Institut erfüllte die Wünsche des vermeintlichen Vorstandsmitglieds und sandte ihm auch sein Budget und seine Geldbeschaffungspläne.

Die Heartland-Leute müssen nicht wenig gestaunt haben, als sie am 14. Februar auf dem Desmog-Blog – «weltweite Quelle Nummer eins für richtige, fakten gestützte Information über Klimawandel-Desinformationskampagnen» – zu lesen kriegten, dass ein «Heart-



*Gestohlene Identität:* Harrison «Jack» Schmitt.

land-Insider» das Budget, den Strategieplan und andere beigegefügte Dokumente von Heartland veröffentlicht habe, «die all die schlimmsten gegen die Organisation erhobenen Anschuldigungen bestätigen». Es sei klar, stand im Desmog-Blog, dass Heartland sich gegen «verantwortungsvolle Klima-Schadensbegrenzung» einsetze, um sich damit Geld von Ölkonzernen zu beschaffen.

Verschiedene einflussreiche Publikationen – darunter die *New York Times*, der *Guardian* und die BBC – verwendeten in ihren Artikeln die Dokumente, die der sich «Heartland-Insider» nennende anonyme «Whistleblower» dem Desmog-Blog geschickt hatte, darunter ein «Confidential Memo: 2012 Heartland Climate Strategy Memo». Dieses Memorandum war in der Tat entlarvend: Darin hiess es, Heartland wolle einen Lehrplan entwickeln, der «Lehrer davon abhalten soll, Wissenschaft zu lehren».

Weiter stand in dem Strategiepapier, Heartland suche für sein Klimaprogramm Spenden, «insbesondere von Konzernen, deren Interessen durch eine Klimapolitik gefährdet sind». Schliesslich hiess es auch, es sei wichtig, von dem Magazin *Forbes* «gegnerische Stimmen fernzuhalten». *Forbes* sei früher immer «zuverlässig Anti-Klima» gewesen, erlaube nun aber «hochprofilierten Klimawissenschaftlern (wie etwa Gleich) wissenschaftliche Essays zu veröffentlichen, um unsere zu widerlegen».

Heartland reagierte, indem es rechtliche Schritte gegen die Person ankündigte, die sich unter einer falschen Identität die Dokumente erschlichen hatte, und bezeichnete das angebliche «Strategiememorandum 2012» als eine Fälschung. War es eine Fälschung? Die Medien zweifelten. Sagte Heartland die Wahrheit? Die Medien zweifelten. Auf verschiedenen klimaskeptischen Blogs – insbesondere The Blackboard und WUWT – begannen die Kommentarschreiber, Detektiv zu spielen. Man untersuchte Generierung, Form und Inhalt des «Strategiememorandums», und bald bestand kein Zweifel mehr, dass es sich bei dem Papier um eine Fälschung handelt. Aus der sprachlichen Analyse des Papiers schlossen viele, dass der Fälscher niemand anders war als Peter Gleich selber.

### Lügen und Konsequenzen

Nachdem Gleich einige Tage lang still geblieben war, gab er am 20. Februar in der vielgelesenen linken Online-Zeitung *Huffington Post* eine Erklärung über die Herkunft der Heartland-Dokumente. Er habe, so schreibt er, mit «der Post Anfang Jahr ein anonymes Dokument erhalten, das die Einzelheiten der Klimastrategie des Heartland Institute zu beschreiben schien. Es enthielt Informationen über deren Sponsoren und dem Anschein nach über die Anstrengungen dieses Instituts, das öffentliche Verständnis für Klimawissenschaft und -politik zu trüben.» Er habe dann versucht, die Richtigkeit der Informationen zu überprüfen, und «in einer ersten Entgleisung aus meiner eigenen Urteilsfähigkeit und Ethik» habe er unter dem «Namen von jemand anderem» zusätzliches Material von Heartland angefordert und erhalten. Er sei in seinem Urteil geblendet worden durch die Frustration über die «anhaltenden – oft anonymen, gutfinanzierten und koordinierten – Anstrengungen, die Klimawissenschaft und die Klimawissenschaftler anzugreifen» und eine «dringend nötige rationale Debatte» über die «Wirklichkeit und die Gefahren des Klimawandels» zu verhindern. Die Erklärung schloss mit einer persönlichen Entschuldigung an alle Betroffenen.

Die Erklärung Gleichs, insbesondere seine Behauptung, er habe das (erwiesenermassen gefälschte) «Strategiememorandum» Anfang Jahr anonym mit der Post zugeschickt erhal-

January 2012

Confidential Memo: 2012 Heartland Climate Strategy

Given the increasingly important role the Heartland Institute is playing in leading the fight to prevent the implementation of dangerous policy actions to address the supposed risks of global warming, it is useful to set priorities for our efforts in 2012. This document offers such a set of priorities. I propose that at this point it be kept confidential and only be distributed to a subset of Institute Board and senior staff. More details can be found in our 2012 Proposed Budget document and 2012 Fundraising Strategy memo. In 2012 our efforts will focus in the following areas:

Development of our "Global Warming Curriculum for K-12 Classrooms" project.

Principals and teachers are heavily biased toward the alarmist perspective. To counter this we are considering launching an effort to develop alternative materials for K-12 classrooms. We are pursuing a proposal from Dr. David Wojick to produce a global warming curriculum for K-12 schools. Dr. Wojick is a consultant with the Office of Scientific and Technical Information at the U.S. Department of Energy in the area of information and communication science. His effort will focus on providing curriculum that shows that the topic of climate change is controversial and uncertain – two key points that are effective at dissuading teachers from teaching science. We tentatively plan to pay Dr. Wojick \$100,000 for 20 modules in 2012, with funding pledged by the Anonymous Donor.

**Schwer zu entkräftender Verdacht:** angebliches «Strategiememorandum 2012» von Heartland.

ten, vermochte allerdings einer kritischen Prüfung nicht standzuhalten. Die Hauptquelle für das Memorandum sind offensichtlich die echten Heartland-Dokumente, die in der Zeit zwischen dem 16. und dem 29. Januar verfasst worden sind. Das «Strategiememorandum» konnte folglich nicht vor dem 29. Januar entstanden und somit auch nicht seit «Anfang Jahr» in Gleicks Besitz gewesen sein. Gleich lügt. Auch der Verdacht, dass er selber der Fälscher ist, wird schwer zu entkräften sein.

Der bisher gute Ruf des weltbekannten Hydrologen und Umweltforschers jedenfalls ist angeschlagen. Er hat sein Verhalten bereits bezahlen müssen. Aus «persönlichen und privaten Gründen» trat er als Vorsitzender der letzten November von der wissenschaftlichen Gesellschaft AGU (American Geophysical Union) eingesetzten Task-Force für wissenschaftliche Ethik zurück. Die AGU, die «auf Exzellenz und Integrität in allem, was wir tun» achtet, zeigte sich «enttäuscht, dass Gleich auf eine Art und Weise handelte, die mit den Werten unserer Organisation unvereinbar ist». Gleich ist ebenfalls aus dem Aufsichtsrat des National Center for Science Education zurückgetreten und hat als Präsident des von ihm mitbegründeten Pacific Institute um einen «kurzen» Urlaub nachgesucht.

### Heiligt der Zweck die Mittel?

2007 hatte Peter Gleick vor einem Senatsausschuss ausgesagt: «Es gibt viele Taktiken, um für oder gegen wissenschaftliche Ergebnisse zu argumentieren, die unangemessen sind, Täuschung beinhalten oder den wissenschaftlichen Prozess direkt missbrauchen.» Zu diesen Taktiken gehörten auch persönliche («ad hominem») Angriffe gegen den Charakter, die

Umstände oder Motive einer Person, um deren Argumente oder Behauptungen zu diskreditieren, und dies unabhängig vom wissenschaftlichen Beweismaterial. Jetzt hatte sich Gleick selber die von ihm einst gerügten unangemessenen Taktiken – insbesondere Täuschung – zuschulden kommen lassen. Der Gärtner war zum Bock geworden.

Unter den Klimaforschern und den grünen Aktivisten war die Reaktion auf Gleicks ethischen Fehltritt und sein möglicherweise kriminelles Verhalten gemischt. Andrew Revkin von der *New York Times*, selber ein Vertreter der orthodoxen These vom gefährlichen, menschengemachten Klimawandel, urteilte hart: «Nachdem er selber während Jahren verfälschende Berichte angeprangert hat, hat Gleicks Anwendung von

### «Die Argumente für die Katastrophenbehauptungen sind extrem schwach.»

Täuschung im Interesse seines Anliegens seine Glaubwürdigkeit zerstört und derjenigen anderer geschadet.» Andere seiner Kollegen und Mitstreiter jedoch gratulierten ihm für seinen Mut. George Monbiot, ein führender britischer Umweltjournalist, schreibt in seinem *Guardian*-Blog: «Ich sehe Peter Gleick als demokratischen Helden. Ich glaube nicht, dass er sich hätte entschuldigen sollen, noch glaube ich, dass sein Job gefährdet sein sollte. Er hat etwas zum Nutzen der Gesellschaft getan.»

Richard Littlemore, der im Desmog-Blog die Heartland-Dokumente veröffentlichte, nennt Gleick einen «guten Mann», der die «Wahrheit vor sein Eigeninteresse gestellt» habe: «Gleick ging ein beträchtliches persönliches

Risiko ein, und indem er zu seinen Handlungen steht und für sie die Verantwortung übernimmt, hat er gezeigt, dass er bereit ist, den Preis zu bezahlen. Für seinen Mut, seine Ehre und seinen selbstlosen Akt im Dienste der Öffentlichkeit verdient er unsere Dankbarkeit und unseren Applaus.»

Wenn, wie immer noch eine Mehrheit der Wissenschaftler glaubt, die globale Erwärmung mehrheitlich menschengemacht ist und katastrophale Folgen haben könnte – hat dann Peter Gleick nicht im Interesse einer edlen Sache gehandelt? Wenn es, wie er denkt, um unsere Enkel und Urenkel, um die Weiterexistenz unserer Zivilisation, gar um das Leben auf unserem Planeten geht – heiligt der Zweck dann nicht die Mittel?

Hier stellt sich die Frage, ob der Planet wirklich in Gefahr ist. Letzte Woche sprach Professor Richard Lindzen, Atmosphärenphysiker am Massachusetts Institute of Technology in Boston, prominenter Klimaskeptiker und Mitunterzeichner des *Wall Street*-Briefs, der Peter Gleick derart aufgebracht hatte, vor einem Ausschuss des britischen Unterhauses: «Ich werde kurz erklären, worum es in der Debatte über den Klimawandel wirklich geht. Es geht gewiss nicht darum, ob das Klima sich verändert: Dies tut es immer. Es geht nicht darum, ob CO<sub>2</sub> zunimmt: Das tut es bestimmt. Es geht nicht darum, ob die Zunahme von CO<sub>2</sub> allein zu einer gewissen Erwärmung führen wird: Das sollte sie. Die Debatte geht einfach darum, zu wie viel Erwärmung die Zunahme von CO<sub>2</sub> führen kann, und um den Zusammenhang zwischen einer solchen Erwärmung und den zahlreichen behaupteten Katastrophen. Die Beweislage ist die, dass die Zunahme von CO<sub>2</sub> zu sehr geringer Erwärmung führen wird und dass der Zusammenhang zwischen dieser minimalen Erwärmung (oder selbst einer beträchtlichen Erwärmung) und den angeblichen Katastrophen ebenfalls minimal ist. Die Argumente, die für die Katastrophenbehauptungen vorgebracht werden, sind extrem schwach – und werden allgemein als das zugestanden.»

Vor elf Jahren liess sich Peter Gleick mit dem Satz zitieren: «The debate is over.» Heute sagt Gleick: «Eine rationale Debatte ist dringend nötig.» Ist die Debatte nun vorbei, oder ist sie nötig? Wieso weigerte er sich, an der ihm vom Heartland Institute angebotenen Debatte teilzunehmen, und fälschte stattdessen ein Dokument, um die andere Seite zu diskreditieren?

Liegt vielleicht der Physiker, Statistiker und «Klimaleugner» Professor Nicola Safeta von der Universität Duke richtig, wenn er schreibt: «Der wirkliche Grund, wieso Leute wie Gleick keine öffentliche Debatte mit den Kritikern der AGW (der menschengemachten globalen Erwärmung) und des IPCC (Weltklimarat) wünschen, ist einfach der, dass sie, wie sie irgendwie wissen, die Debatte verlieren würden.»

# Wenn schon, dann gleich richtig

Die politische Rechte hat mehr Geld für Propaganda, die Linke die Massenmedien auf ihrer Seite. Eine Studie rechnet am Beispiel der Waffenschutzinitiative die Mittel der Pole gegeneinander auf. Fazit: Vorteil für die Progressiven. Von Alex Baur

Am europäischen Wesen soll die Schweiz gemessen. Gemäss dem «Evaluationsbericht über die Schweiz – Transparenz der Parteienfinanzierung» des Europarates müssen Gesetze und Instanzen geschaffen werden, welche die Finanzierung der Politik überwachen und korrigierend eingreifen. Bislang war der politische Wettstreit hierzulande frei und unkontrolliert, hält der Bericht fest, «nach der traditionellen Auffassung» der Schweizer sei die Finanzierung von Parteien und Kampagnen Privatsache. Das sei «praktisch ein Einzelfall in ganz Europa», der beendet werden sollte.

Der Bundesrat gab in der Folge beim Politologen Michael Hermann eine Untersuchung in Auftrag. Die Studie «Das politische Profil des Geldes» wurde letzte Woche veröffentlicht, sie bestätigte grosso modo, was längst bekannt ist: Bürgerliche Parteien verfügen über markant grössere Werbebudgets für ihre Anliegen als die linken. Gemessen an ihrer Wählerstärke, liegen FDP und SVP auf etwa gleichem Niveau an der Spitze, die CVP dominiert das Mittelfeld, SP und Grüne stehen hinten.

Die Erklärung liegt auf der Hand: Die Wirtschaft, die über die grössten Ressourcen verfügt, stellt diese tendenziell den wirtschaftsfreundlichen Konservativen zur Verfügung. Allerdings wird dabei das Links-rechts-Schema immer wieder durchbrochen. So flossen etwa bei den beiden Urnengängen zur Personenfreizügigkeit (2005, 2009), bei der IV-Revision (2007) oder bei der Pensionskassenvorlage (2010) mehr Gelder auf die Mühlen der politisch progressiven Befürworter.

Schaut man sich die Erfolgsbilanz an, ändert sich das Bild allerdings: Während die darübende CVP bei den meisten Sachvorlagen auf der Siegerseite stand – also am meisten von den Werbegeldern profitierte –, landete die bei den Wählern erfolgreichere SVP bei Abstimmungen oft im Lager der Verlierer, aller Propaganda zum Trotz. So einfach lässt sich der Souverän offenbar doch nicht kaufen.

Dieser ernüchternde Befund wird letztlich bestätigt durch eine breitangelegte Untersuchung zur Waffenschutzinitiative, die Luigi Baretella von der renommierten Medienagentur M & M im Auftrag der «Aktion Medienfreiheit» erstellte. Baretella erfasste nicht nur die Werbebudgets der Kontrahenten, er analysierte darüber hinaus die Berichterstattung in den Massenmedien. Auch dieses Resultat ist nicht wirklich überraschend: Die meisten Journalisten favorisierten die von der Linken

lancierte Initiative. Neu ist bloss, dass das Ungleichgewicht quantifiziert wird.

## Propaganda beim Staatsfernsehen

Baretella wertete sämtliche redaktionellen Beiträge in allen grösseren Schweizer Medien zur Initiative zwischen dem 3. Januar und dem 21. Februar 2011 (Abstimmung) aus und teilte diese in die Kategorien «pro», «contra» und «neutral» ein. Dann rechnete er aus, was es gekostet hätte, wenn die Beiträge als Inserate oder Werbespots platziert worden wären. Dabei ging er von der wohlwollenden Annahme aus, dass redaktionelle Beiträge den gleichen Wert haben wie die bezahlte Werbung.

Das Resultat: Die Befürworter des Waffenverbots lagen mit Gratiswerbung im Wert von rund 2,5 Millionen Franken klar vor den bürgerlichen Gegnern. Diese bekamen bloss Berichte im Wert von rund einer halben Million Franken geschenkt. Rechnet man die offiziellen Werbebudgets der Befürworter (156 000 Franken) und der Gegner (1,72 Millionen Franken) dazu, sind die Initianten immer noch mit knapp 400 000 Franken im Vorteil.

Markant war die Einseitigkeit im Januar. Namentlich DRS 3 und vor allem SF («10 vor 10», «Rundschau») lieferten ausschliesslich Munition für das Waffenverbot. Die NZZ und die *Weltwoche* (insgesamt zwei Artikel) standen

als einzige Medien überwiegend auf der Seite der Initiativgegner. Im Vorfeld des Urnengangs wurde die Berichterstattung neutraler.

Dieser Befund deckt sich mit einer Untersuchung des Instituts Adwired, welche die Berichte inhaltlich analysierte. In einer ersten Phase hatten die Initianten, die vor allem mit der Sicherheit argumentierten, klar die Oberhand (was sich auch in den Meinungsumfragen niederschlug). Im Februar gelang es den konservativen Kräften, die Debatte auf die Schweizer Tradition zu verlagern, gemäss der nicht der Staat, sondern das Volk die Waffen kontrolliert. Diese Entwicklung war auch in den nicht steuerbaren Social Media wie Facebook und Twitter zu beobachten.

Das Resultat ist bekannt: Die Waffenschutzinitiative wurde abgelehnt, obwohl die Befürworter kommunikationstechnisch im Vorteil waren. Offenbar ist das Stimmvolk nicht so einfach zu manipulieren. Und wenn es ein Transparenzproblem gibt, liegt es weniger bei der Werbung, die als solche deklariert ist. Sondern bei den Medien, deren Einflussnahme schwer zu fassen ist. Wollte der Staat echte Transparenz schaffen, müsste er die Medien mindestens so streng überwachen wie die Parteien. Es sei denn, man vertraut weiterhin auf das freie Spiel der Kräfte und Argumente ausserhalb jeder staatlichen Kontrolle. ○



Ernüchternder Befund: Wahlplakat der Befürworter eines Waffenverbots.



Strategen wollen ihn nach rechts bugsieren: Präsident Sarkozy, am 22. Februar im französischen Fernsehen.

# Sarkozys letzte Gefechtsstellung

Der französische Präsident Nicolas Sarkozy hat bei seiner Machtübernahme tiefgreifende Reformen angekündigt. Der versprochene «Bruch» könnte mit seiner Abwahl kommen.

Von Christopher Caldwell

Für seine öffentliche Erklärung, dass er auch die nächsten fünf Jahre Präsident der Franzosen sein wolle, hatte sich Nicolas Sarkozy eine denkbar ungünstige Woche ausgesucht. Während er dem *Figaro* ein halboffizielles Interview gab, im Fernsehen zur Nation sprach und seinen Wahlkampfauftakt in Marseille plante, hagelte es schlechte Nachrichten am laufenden Band.

In den Tragflächen eines Airbus-Superjumbos A380 der australischen Fluggesellschaft Qantas wurden Haarrisse entdeckt, woraufhin die europäische Aufsichtsbehörde EASA gründliche Überprüfungen anordnete und damit für schlechte Stimmung in der französischen Luftfahrtindustrie sorgte. In Le Corbusiers Cité radieuse, einem Wahrzeichen moderner französischer Architektur (in dem allerdings niemand wohnen möchte), brach ein Brand aus. Und die Rating-Agentur Moody's drohte

Frankreich mit Herabstufung. Allerdings waren auch Grossbritannien und Österreich ins Visier geraten, so dass Sarkozy und David Cameron bei ihrem Treffen in Paris vermutlich noch ein anderes Gesprächsthema hatten.

Normalerweise wäre es töricht, «Wahlkampf-Magier» Sarkozy schon jetzt anzuzählen.

Heutzutage sieht man mehr Obdachlose in Paris, und an den Bartresen trifft man immer weniger Leute, die für Sarkozy sind. Laut einer Umfrage von letzter Woche könnte Sarkozy am 22. April, in der ersten Runde der Präsidentschaftswahlen, auf 27 Prozent kommen, einen Prozentpunkt hinter seinem sozialistischen Herausforderer François Hollande und zehn Prozentpunkte vor Marine Le Pen vom

neuerdings gesellschaftsfähigen Front national. Im direkten Duell würde er Hollande mit 44 zu 56 Prozent Stimmen unterliegen.

Normalerweise wäre es töricht, den einzigen konservativen Politiker in Europa, der von Freund und Feind als «Wahlkampfmagier» bezeichnet wird, schon jetzt anzuzählen. Sarkozy hat dasselbe Team von Ideologen und Propagandisten um sich versammelt, das ihm schon vor fünf Jahren beim Zaubern assistierte. Da sind der Innenminister Claude Guéant, der Mann fürs Grobe, und der Redenschreiber Henri Guaino. Dann haben wir Patrick Buisson, Journalist und Spezialist für Meinungsumfragen, der unter anderem eine zweibändige Geschichte über die «erotischen Jahre» während der deutschen Besatzung geschrieben hat.

Sarkos PR-Strategen wollen ihn nach rechts bugsieren. Beim letzten Mal errang er einen schwer erkämpften Sieg gegen eine weit-

gehend vereinte Linke, indem er gegen Kriminalität und Sozialschnorrer zu Felde zog und sich für das Frankreich starkmachte, das «früh aufsteht». Damit konnte er die Hälfte der Wähler des Front national gewinnen. An dessen Spitze steht aber nicht mehr der alte Jean-Marie Le Pen, sondern seine schlagfertige Tochter Marine, die mit protektionistischer Wirtschaftspolitik wirbt. Sie verzichtet auch darauf, all die Dinge zu sagen, die dem durchschnittlichen Bürgerlichen peinlich wären. (Allerdings hat sie noch nicht die 500 Unterschriften von gewählten Mandatsträgern zusammen, die für eine Kandidatur erforderlich sind.) Die Wähler des Front national, die vor fünf Jahren davonliefen, sind heimgekehrt.

Um sie zurückzugewinnen, muss Sarkozy sich rechts positionieren, und zwar so, dass man es ihm diesmal wirklich abnimmt. Sein Interview mit dem *Figaro* war mit «Meine Werte für Frankreich» überschrieben. Er hat sich so nachdrücklich gegen gleichgeschlechtliche Ehen ausgesprochen, dass der schwul-lesbische Arbeitskreis seiner Partei ihm fortan die Unterstützung versagt. Sarkozy will per Referendum darüber entscheiden lassen, was mit Arbeitslosen geschehen soll, die ein Jobangebot ablehnen. Er will verschärfte Einwanderungsgesetze einführen, ausländische Ehepartner von Franzosen sollen keine Privilegien mehr genießen, die Mittel für Asylsuchende sollen gekürzt werden. Das alles garantiert ihm viele Stimmen.

### Der Papst und Sarkozys E-Mails

Sarko steht schon unter Beschuss des anderen Lagers. Nachdem Guéant bemerkt hatte, dass punkto Frauenrechte «nicht alle Kulturen gleichwertig» seien, wurde ihm von Serge Letchimy, dem sozialistischen Abgeordneten aus Martinique, Nähe zu faschistischem Denken vorgeworfen. «Tag für Tag», rief Letchimy in der Nationalversammlung, «bringen Sie uns jenen europäischen Ideologien näher, die zu den Konzentrationslagern führten.» Die Abgeordneten der Regierungspartei verliesen daraufhin den Sitzungssaal, was seit der Dreyfus-Affäre nicht mehr passiert ist.

Normalerweise würde eine solche Kritik Sarkozy nützen. Einiges deutet aber darauf hin, dass die Leute nicht mehr auf ihn hören. Fragt man sie, warum sie gegen ihn stimmen werden, fällt fast immer das Stichwort «Fouquet's», der Name eines Nobelschuppens auf den Champs-Élysées. Das ist insofern bemerkenswert, als dies auf eine Episode nicht aus den ersten Monaten oder Jahren von Sarkozys Amtszeit verweist, sondern aus den allerersten Minuten. Sarkozy hatte dort, auf Einladung des Besitzers Dominique Desseigne, mit der Crème de la Crème seinen Wahlsieg gefeiert, während Zehntausende seiner weniger begüterten Anhänger auf der Place de la Concorde herumstanden. Das trug ihm die

Bezeichnung «Präsident der Reichen» ein. Die Leute wenden sich aus persönlichen, nicht aus politischen Gründen von ihm ab. Der Unterschied: Barack Obama empörte die Katholiken, weil an ihren Kliniken Schwangerschaftsabbrüche angeboten werden sollen. Über Sarkozy sind sie empört, weil er während der Papstaudienz seine E-Mails checkte.

Ein hoher UMP-Berater, den ich immer für seine Offenheit geschätzt habe, erklärte mir, dass die Leute vielleicht über andere Dinge als übers «Fouquet's» reden würden, wenn Sarko in den letzten fünf Jahren mehr geleistet hätte. Die meisten Franzosen finden es gut, dass er das Renteneintrittsalter angehoben hat und auf diese Weise Geld spart. Aber abgesehen davon hat er nur unbedeutende Reformen auf den Weg gebracht. Schliessung von Militärstützpunkten, Universitätsreformen, Mindeststrafen für bestimmte Delikte – alles sinnvolle Initiativen, aber kaum der «Bruch», den er bei seinem Amtsantritt 2007 versprochen hatte.

---

### Er ist der erste Präsident, der im Wahlkampf die Unterstützung der deutschen Seite sucht.

---

Ivan Rioufol, Kolumnist beim *Figaro*, dessen jüngstes Buch, «De l'urgence d'être réactionnaire», gerade erschienen ist, spricht von zwei Dingen, die die Leute enttäuscht hätten. Erstens habe sich Sarkozy zu Beginn seiner Amtszeit in der Debatte über die «nationale Identität» das Heft aus der Hand nehmen lassen. Zweitens habe er sich mit seiner Unterschrift unter den Lissabon-Vertrag über die Bevölkerung hinweggesetzt, die den EU-Verfassungsentwurf 2005 mehrheitlich abgelehnt hatte.

Die Franzosen denken viel über Europa nach. In den letzten Monaten wurde intensiv über den 17. Februar debattiert – kein Jubiläum oder Gedenktag, sondern der letzte Tag, an dem alte Francs gegen Euros eingetauscht werden konnten. 81 Prozent der Bevölkerung wollen den Euro zwar behalten, ihn aber offenbar nur mit reichen Ländern teilen. Drei Viertel der Franzosen sind auch für ein engeres Verhältnis zu Deutschland. Dieses «enge Verhältnis» ist weniger Kooperation als vielmehr Imitation. Dass Deutschland seit neuestem die Führungsrolle in Europa spielt und Frankreich der kleinere Part zufällt, ist eine nationale Schmach. Sarkozy ist der erste Präsident, der im Wahlkampf die Unterstützung der deutschen Seite sucht. «Das Wichtigste in diesem Wahlkampf», erklärte Ex-Premier François Fillon, «ist die Zukunft des europäischen Projekts.» Merkels Unterstützung mag für Sarkozy das Wichtigste sein, das Volk sieht das ganz anders.

Europa bringt Sarkozy um. Es sollte aber eher die Sozialisten erwischen. Sie sind es, die das Land unter Mitterrand immer weiter europäisiert haben. Parteifreunde bezeichnen Hol-

lande mit entrücktem Blick als «spirituellen Sohn von Jacques Delors», dem Architekten vieler EU-Institutionen, einschliesslich der Gemeinschaftswährung. Das soll Hollande vermutlich von seiner Rivalin Martine Aubry unterscheiden, die ja Delors' leibliche Tochter ist. Doch in einer Zeit, in der Europa von Krise zu Krise taumelt, mag sich kaum jemand auf Delors berufen. Die Sozialistische Partei war nach dem Referendum 2005 tief gespalten zwischen Pro-Europäern, die noch mehr Macht an Brüssel abtreten wollten, und Populisten, die in der EU einen Motor des Kapitalismus sahen.

### Hollande, der geschickte Wahlkämpfer

François Hollande gilt als farbloser Langweiler. Bei einer Fernsehumfrage, bei der der attraktivste Kandidat gekürt werden sollte, kam er auf zwei Prozent. (Der frühere Aussenminister Dominique de Villepin lag mit 22 Prozent vorn.) Als sich die Kandidatur Dominique Strauss-Kahns nach dem New Yorker Sexskandal zerschlug, wurde Hollande als Statthalter des bürgerlichen Flügels aufgestellt. Hollande ist ein «Enarch», wie die Absolventen der elitären Ecole nationale d'administration genannt werden. In der langjährigen Lebensgemeinschaft mit Ségolène Royal war er der zurückhaltendere Partner. Sie wurde 2007 als Kandidatin nominiert, verlor aber gegen Sarkozy. Wenig später trennte sich das Paar.

Hollande entpuppt sich indes als geschickter Wahlkämpfer. Die Sozialisten können mit einem Wahlsieg rechnen, solange sie sich keine nennenswerten Schnitzer leisten. Hollande dürfte das gelingen. Er hat Sarkozys umstrittene Entscheidung, Frankreich wieder in die Nato zu führen, kaum kommentiert. Er hat sich nicht allzu überschwänglich zu Europa geäussert. Das Sparprogramm für Griechenland bezeichnete er als «Säuberungsaktion». Mit seiner Drohung, den von Sarkozy abgesegneten Euro-Rettungsschirm neu zu verhandeln, steht er Cameron näher als Merkel – sofern er das tatsächlich ernst meint (was viele Beobachter bezweifeln).

Sollte Sarkozy verlieren, befürchten seine Anhänger einen «Einparteienstaat». Obwohl die Sozialisten 2007 in der ersten Runde nur knapp ein Viertel der Stimmen erhielten, dominieren sie viele Institutionen des Landes. Ein Sieg der Linken dürfte in der Folge auch zu einer parlamentarischen Mehrheit führen. Wenn das passiert, sagt mein UMP-Freund, «dann werden sie das Präsidentenamt, die Nationalversammlung, den Senat, die Regionen, die Départements, die Rathäuser, den Staatsrat dominieren – alles!» Der «Bruch», den Sarkozy bei seinem Amtsantritt versprach, könnte mit seiner Abwahl kommen.

Der Amerikaner Christopher Caldwell ist Journalist und Buchautor.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

# Pleite-Republik Deutschland

Wir erleben gerade das Elend der in die Jahre gekommenen Wohlfahrtssysteme. Das ist keine Folge der Finanzkrise, wie viele es gerne hätten. Mehrheitsdemokratien sind unfähig im Umgang mit Geld. Wer in Deutschland darüber ein Buch schreibt, muss mit heftigem Widerstand rechnen. *Von Rainer Hank*



Die Deutschen lassen sich ihren Sozialstaat nicht madig machen: Protest in Berlin.

Dass Staaten über ihre Verhältnisse leben, ist nicht neu. Es gehört zum mythischen Wissen der Menschheit. Seit meiner Studentenzzeit fasziniert mich Richard Wagners «Ring», wo das ganze Weltenunheil schon im «Rheingold», am Vorabend der Tetralogie, mit einer schweren Staatsschuldenkrise seinen Lauf nimmt: Weil Wotan sich beim Bau seiner Prachtburg Walhall hoffnungslos übernommen hatte («giert ihr Männer nach Macht») und niemand ihm mehr Kredit geben wollte, war das Reich der Götter schon am Anfang des Dramas pleite. Da half es dem Staatschef und Obergott Wotan auch nichts mehr, den Nibelungen ihren Goldschatz zu stehlen, um die Schuld zu tilgen. Die Staatsdämmerung wird zwangsläufig zur Götterdämmerung.

Dass Europas Staaten in der Krise sind, ist nicht erst seit dem griechischen Schulden- und Euro-Debakel sichtbar. Schon gar nicht ist es

eine Folge der jüngsten Finanzkrise, wie viele es gerne hätten. Vielmehr erleben wir jetzt das Elend der in die Jahre gekommenen Wohlfahrtsstaaten. Das «Gesetz wachsender Staatsausgaben» hatte der deutsche Kathedersozialist Adolph Wagner schon Ende des 19. Jahrhunderts in seiner «Grundlegung der politischen Ökonomie» formuliert. Demnach sind die wichtigsten Ursachen staatlicher Überschuldung politischer Natur, weil demokratische Regierungen ihren Bürgern gerne soziale Wohltaten versprechen, ohne sie dafür mit Steuererhöhungen belasten zu wollen.

## Wohlfahrtsstaat für die Ewigkeit

Da bietet sich die Staatsverschuldung geradezu an. Aber man kommt heute kaum wieder aus ihr heraus, schwerer jedenfalls als im 16. Jahrhundert, zu Zeiten Philipps II. von Spanien, der sich seine Armada auf Pump finan-

zierte und dreimal pleiteging. Kriege gehen immer einmal zu Ende. Der Wohlfahrtsstaat ist auf Ewigkeit angelegt.

Ursprünglich sollte mein Buch über den Staat im Frühjahr 2009 erscheinen und analysieren, wie der immer mehr auf Pump lebende und, mangels Geld, immer paternalistischer werdende Wohlfahrtsstaat seine Bürger entmündigt, die ihrerseits mit diesem fürsorglichen Betreuungsstaat ein symbiotisches Abhängigkeitsverhältnis eingegangen sind. Die Bürger sind darauf getrimmt, ständig zu fragen, wo es eine Steuersubvention oder eine Sozialförderung abzuholen gibt.

Die Idee zu einem Grundsatzbuch über den Schuldenstaat war mir gekommen bei der *relecture* des Aufsatzes von Wilhelm von Humboldt, «Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen», von 1792. Humboldts Schrift ist sozusagen eine kleine Palmeninsel schottischer Freiheitsphilosophie im deutschen, von Hegel dominierten öden Meer der Notwendigkeit, das stets von der «Staatsbedürftigkeit» (Ernst Forsthoff) der Menschen ausging und nur im Staat «die Wirklichkeit der sittlichen Idee» sehen wollte.

Was hätte Humboldt, der dem Staat auftrag, «sich aller Sorgfalt für den positiven Wohlstand seiner Bürger zu enthalten», gesagt zum heutigen Überwachungsstaat, der, mit Verweis auf Terror-, Hacker- und andere Gefahren, weit in die Privatsphäre seiner Bürger Einblick gewinnt? Was hätte er gesagt zu einem Wohlfahrtsstaat, welcher der Mittelschicht das Geld zunächst aus der linken Tasche ziehen muss, um es ihr – vermindert um einen erklecklichen Transferobolus – anschließend in die rechte Tasche zu stecken? Was hätte er gesagt zu einem Betreuungsstaat, der mit Helmpflicht, Rauchverbot, Dickensteuer und Herdprämie einen Förderladen unterhält, mit dem sogar sich widersprechende Ziele subventioniert werden, wenn dabei nur die Macht herrschender Politiker stabilisiert wird?

So sollte es gehen. Doch dann kam die Finanzkrise der Jahre 2008 und 2009; kein Mensch wollte mehr ein kritisches Wort über den Staat hören, stattdessen aber lieber ergründen, was plötzlich in den Kapitalismus gefahren war. Die Welt erlebte eine Renaissance von Kapitalismuskritik und Keynesianismus, verbunden mit einem neuen Mythos der Staatsgläubigkeit. Notenbanken fluteten die Märkte mit Geld, und die Finanzminister

übertrafen sich mit Konjunkturprogrammen, in der Hoffnung, ein «Hebel» werde viel Staatsgeld in noch viel mehr Privatgewinne (und Arbeitsplätze) überführen.

### Die Europäer sind «ein wenig faul»

Schneller als gedacht wurde die Welt freilich benötigt, abermals über die Staaten nachzudenken, mit deren Allmacht es offenbar lange nicht so weit her war, wie die Staatsfreunde während der Finanzkrise meinten. Die Staatsschuldenkrise, sichtbar am Beispiel Griechenlands schon seit Frühjahr 2010, hält seither die Welt (und die Medien) in Atem. Ein Ende ist noch nicht abzusehen. Allzu gerne hätten es die europäischen Regierungen (und die linke Intelligenz hierzulande und andernorts), sie könnten das Problem zu einer ausschliesslich griechischen Tragödie kleinschrumpfen. Doch aus der Nähe (und der Ferne) gesehen, zeigt es sich: Alle Schuldenstaaten füttern den gleichen teuren Sozialstaat.

Alle Europäer seien «ein wenig faul» geworden, bemerkten die Chinesen jüngst süffisant. Deshalb ist die Krise erst verstanden, wenn der Zusammenhang mit dem seit über hundert Jahren steigenden Finanzierungsbedarf reifer Wohlfahrtsstaaten und der strukturellen Unfähigkeit von Mehrheitsdemokratien im Umgang mit Geld sichtbar wird. Mein Buch über den Staat war überfällig, noch weitaus umfassender als ursprünglich geplant. Seit dieser Woche ist «Die Pleite-Republik» auf dem Markt. Es soll verstanden werden als Entwurf für ein liberales Deutschland.

Hören mag man das in Deutschland nicht. Von einem «unreflektierten Antiliberalismus» sprach schon Theodor Heuss, der erste Bundespräsident. Und der neue Bundespräsident Joachim Gauck, ein Bürgerrechtler aus der DDR, ein Mann der Freiheit («Wir rufen: Vater Staat, sei väterlich! Da läuft man Gefahr, in den Status des Kindes herabzusinken.») erfährt das gerade am eigenen Leibe. Die Feuilletons nennen ihn despektierlich einen «Freiheitsapostel» und desavouieren seine liberale Haltung als naiven frühchristlichen Utopismus.

Die grössten Widerstände, die bei den Recherchen dem Buch (und nach der Veröffentlichung einzelnen Argumenten und Teilen von Kapiteln in Blogs) entgegenstanden, galten dem Nachweis des Zusammenhangs von Wohlfahrtsstaaten und Schuldenstaaten. Das wollen wenige hören. Die Deutschen lassen sich ihren Sozialstaat von nichts und niemandem madigmachen, noch nicht einmal von einer Gesamtverschuldung von knapp zwei Billionen Euro. Wie viel schöner ist es doch, wieder einmal dem «Neoliberalismus» oder den «Finanzmärkten» die Schuld an der Krise in die Schuhe zu schieben.

Ganz fern stehen sich Finanzkrise und Staatsschuldenkrise freilich nicht. Beide Male wurden wir Zeitgenossen – ich auch – von

einer Krisenerfahrung kalt erwischt, auf die wir schlecht vorbereitet waren. Beide Male war und ist das Wehklagen darüber gross, dass niemand – kein Ökonom, kein Politiker, kein Journalist, auch ich nicht – gewarnt habe.

Dass eine Währungsunion ohne politische Union die ohnehin verschuldeten Staaten zu weiterer exzessiver Verschuldung verführen werde, wurde im Übrigen sogar vorhergesehen: «Der Euro kommt zu früh», warnten 150 renommierte deutsche Wirtschaftswissenschaftler schon 1998 in der FAZ; damals war ich noch ein junger Wirtschaftsredaktor in dieser Zeitung und teilte diesen Pessimismus nicht. Die Warnungen wurden in der Öffentlichkeit denn auch rasch vergessen. Dabei gehören Krisen, Marx hat recht, untrennbar zum Kapitalismus.

Die intellektuellen und politischen Konsequenzen dieser Krisenvergesslichkeit sind dramatisch: Bislang ging es immer nur um Theorien und Strategien der Krisenvermeidung. Stets hatten wir die Vorstellung von Gleichgewichtsstörungen im Kopf, seien sie vermeidbar oder auch nicht: Wenn aber nicht das Gleichgewicht, sondern die Krise der Normalfall ist, wird eine Theorie der Krise als eines zyklischen Dauerzustandes und permanenten

---

### Die Deutschen lassen sich ihren Sozialstaat von nichts und niemandem madigmachen.

---

Wiederholungsfalls nötig. Vor lauter Krisenvermeidungstheorien wurde die Notwendigkeit übersehen, eine Theorie der Krise zu schreiben. Kein Wunder: Die Krise als Normalfall betrachten zu müssen, ist eine Kränkung, nicht nur für Politiker, sondern auch für Ökonomen.

### Die Wahrheit ist simpel, aber nicht banal

So sind es vor allem zwei Wahrheiten, die simpel klingen und doch alles andere als banal sind, die in den vergangenen unruhigen Krisenjahren schonungslos offengelegt werden: dass nämlich menschliches Wissen unvollständig und dass die Zukunft unsicher und unkalkulierbar ist. Dies gilt generell, aber auch für die Wirtschaft und für die Finanzmärkte. Es waren die beiden grössten Ökonomen des 20. Jahrhunderts, Friedrich August von Hayek (1899 bis 1992) und John Maynard Keynes (1883 bis 1946) – oberflächlich gesehen Antipoden, die einander aber näher sind, als sie selbst zugeben wollten –, die mir während der Arbeit am Buch besonders wichtig geworden sind. «Ich gestehe, dass ich wahres, aber unvollständiges Wissen dem Anschein exakten Wissens bevorzuge, das sich als falsch herausstellt», sagte Hayek in seiner Dankesrede für den Ökonomie-Nobelpreis im Jahr 1974. Und Keynes wusste nicht nur, dass die Zu-

kunft ungewiss ist, sondern dass Menschen sich, eben weil die Zukunft unsicher ist, kurzfristig nicht immer rational verhalten, sondern ihren Trieben (*animal spirits*) folgen. Allzu selbstbewusst hat die Ökonomie diese Erkenntnis der konstitutionellen Bescheidenheit in den Wind geschlagen und sich ein mathematisch exaktes Wissen rationaler Erwartungen und Entscheidungen angemastet. Inzwischen übt auch die Ökonomik sich in Demut; neue Schulbildungsversuche nennen sich bescheiden «Ökonomik des unvollständigen Wissens» (*Imperfect Knowledge Economics*).

### Erlöser, Allesbezahler

Und das Fazit? Es waren die «unknown unknowns» (Donald Rumsfeld), Ereignisse, die wir nicht nur nicht kennen, sondern von denen wir noch nicht einmal wissen, dass wir sie nicht kennen, die die Finanzmärkte 2008 ff. ins Taumeln gebracht haben. Womit man nicht rechnen kann, darauf kann man sich auch schlecht vorbereiten. Aber man kann den allzu sicheren Gewissheiten (der Theorie effizienter Märkte oder den mathematischen Gleichgewichtsmodellen) Skepsis entgegenbringen, wenn man allein schon um die Möglichkeit solcher Ereignisse weiss.

Deshalb war es schon vor drei Jahren eine Fehleinschätzung all jener, die angesichts wankender Märkte überstürzt ihre Sehnsüchte auf den Staat projizierten, dass sie viel zu zukunftsicher dem Staat in unbegrenzter Allmacht die Rolle des *redeemer of last resort*, einer Art Erlöser der unerlösten Märkte, zugewiesen haben. Schneller, als es dem planend vorhersehenden Wissen der Staatsfreunde recht war, wurde klar, dass nicht nur Banken, sondern auch Staaten labile Institutionen sind – und dies, obwohl Banken wie Staaten von vielen als *too big to fail* (als zu gross, um pleitezugehen) angesehen werden.

Wenn aber weder Staaten noch Banken pleitegehen dürfen und wenn zugleich entweder Staaten Banken retten (Finanzkrise) oder Banken Staaten retten (Schuldenkrise), dann ist letztlich die Frage, wo noch ein Retter ist, wenn Banken wie Staaten wechselseitig als Retter ausfallen. Staaten, wenn es einmal über Griechenland hinausgeht, könnten sich als *too big to bail*, als zu gross, um gerettet zu werden, erweisen. Das ist die grösste Gefahr der Gegenwart. Denn dann wären wir wieder bei Wagners «Ring» meiner Jugend.



### Rainer Hank

leitet die Wirtschaftsredaktion der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung*. Sein Buch «Die Pleite-Republik. Wie der Schuldenstaat uns entmündigt und wie wir uns befreien können» ist in diesen Tagen im Blessing-Verlag, München, erschienen.



# Zumthors Turmbau zu Vals

Das kleine Bergdorf Vals kauft sich aus einer Konkursmasse einen defizitären Kurbetrieb. Man leistet sich den Stararchitekten Peter Zumthor für den Bau einer Luxus-Therme. Neue Investitionen werden fällig. Die Gemeinde überlupft sich. Es beginnt ein bemerkenswertes Dorftheater. *Von René Lüchinger*



*Kalter Krieg:* die weltbekannte Therme Vals.

«Vals ist der letzte Ort im Tal. Danach kommt nur noch der Berg und der Himmel. Auf der anderen Seite liegt das Tessin, dazwischen saftige Alpenweiden.» Das ist Vals im Selbstbescheid seiner Homepage. Ein 1000-Seelendorf auf 1252 Meter über Meer. Gesegnet mit einer weltbekannten Therme. Hier im Valsertal wachsen die Träume in den Himmel, wenn es darum geht, Thermalbad und Hotels hochzustemmen. Doch Geld, um solches zu berappen, ist keines da in der Gemeindekasse. Und so ist Kreativität gefragt. Viele wollen verdienen, einige bauen, einige investieren, viele wollen sich profilieren. Das Stück, welches hier gespielt wird, trägt den Titel: «Zumthors Turmbau in Vals». Jetzt, wo das Ende absehbar wird, ist das Dorf tief zerstritten und die Gemeinde derart klamm, dass sie die berühmte Therme, ihren grössten Bodenschatz, an den Meistbietenden verhökern will.

Es ist dies ein Stück mit dem Stararchitekten Peter Zumthor in der Hauptrolle. Mit Pius Truffer, Steinbruchunternehmer und Produzent von Valser Naturstein im Dorf und lange Jahre Verwaltungsratspräsident der in Gemeindebesitz befindlichen Therme, ebenfalls in einer Hauptrolle. In der Nebenrolle Urs Felber, inzwischen verstorbener Schweizer Design-Pionier, der den Schweizer Stuhlhersteller Dietiker AG zu neuer Blüte geführt hat und sich in Vals als Grossinvestor engagieren wollte. Schliesslich, in weiteren Nebenrollen Annalisa Zumthor, die Gattin des grossen Architekten, die sich zur Hoteldirektorin der Therme aufschwingen kann. Margrit Walker-Tönz, gelernte Handarbeitslehrerin, die am Dorfplatz ein kleines Merceriegeschäft führt und im Nebenamt als Valser Gemeindepräsidentin fungiert. Und schliesslich, in einer eher unfreiwilligen Nebenrolle, Pia Truffer, die

Gattin des Steinbruchunternehmers. Das Zusammenwirken der Protagonisten löst derart fatale Energien aus, dass im Dorf heute Kalter Krieg herrscht.

Wer diese Geschichte aus den Bündner Bergen verstehen will, muss tief in die Geschichte eintauchen. Seit 1893 existiert hier eine Therme. In den 1960er Jahren taucht ein deutscher Multimillionär namens Kurt Vorlop im Dorf auf und kauft eine reichlich heruntergekommene Kur-Anlage samt Hotel und Quelle, lässt die Quelfassung neu bohren und errichtet auch eine vom Badebetrieb unabhängige Abfüllung von Mineralwasser – das heutige Valser Wasser. «Zu leichtgläubige Valser», urteilte die *Neue Zürcher Zeitung* vor Jahren, hätten sich von einem Auswärtigen wohl über den Tisch ziehen lassen. Er errichtet das Hotel «Therme» und 345 Miniappartements, eigentliche Wohnwaben, die er vorab an seine Lands-

leute verkauft. Nach einem weiteren Handwechsel der Kur-Anlage und einem Konkurs des Käufers ist in den siebziger Jahren plötzlich die grösste Gläubigerin, die Schweizerische Bankgesellschaft (SBG), Besitzerin der Anlage. Die Bank weiss jedoch nichts Rechtes damit anzufangen.

### Aufstieg des Hünen

So kommt Pius Truffer ins Spiel. Ein Hüne von Gestalt, drahtige Figur, offenes Gesicht, mit einem Händedruck wie ein Schraubstock. Einer, der nicht vergessen hat, wie sein Vater Albin einst als kleiner Maurer aus dem Wallis ins Valsertal kam, in seinem «Steinbrüchli» von Hand Naturstein schlug, beäugt von misstrauischen Einheimischen, so dass sich Truffer, der Sohn, manches Mal wie ein Secondo gefühlt hatte im Dorf.

Pius Truffer erinnert sich, wie er selber nach einem Studium der Nationalökonomie, nach vertiefter Lektüre von Marx, Engels und Adam Smith in das enge Tal zurückkehrt, oben auf dem Gannitobel Land zusammenkauft und die Einheimischen argwöhnen, der spinne doch, der Truffer, diese Steinlandschaft könne doch keinen Menschen interessieren. Heute beschäftigt er rund fünfzig Personen, ist zweitgrösster Arbeitgeber im Dorf, seine Steinplatten bedecken unter anderem den Berner Bundesplatz und demnächst auch den neugestalteten Sechseläutenplatz in Zürich.

Seinen Valser Naturstein exportiert Truffer inzwischen in dreissig Länder. Und als eben die SBG nicht mehr weiterweiss mit der Kur-Anlage, sogar damit droht, den Betrieb zu schliessen, steht Truffer da und nimmt die Sache in die Hand. Nach zähen Verhandlungen mit der Zürcher Bank übernimmt die Gemeinde Vals 1983 die Kuranlage für 2,8 Millionen Franken, gründet dafür die Hotel und Thermalbad Vals AG (Hoteba) und hat nun einen hochdefizitären, veralteten Betrieb am Hals. Bald stellt sich die Frage: «Wie weiter?» 1986 beschliesst eine Kommission, in der sich auch Pius Truffer wieder engagiert, einen Projektwettbewerb für einen Neubau auszuschreiben.

### Der Star aus «Weltbünden»

So kommt Peter Zumthor ins Spiel. Fulminant sticht er, der noch kaum bekannte Architekt, mit seinem Wettbewerbsbeitrag aus den sieben Entwürfen hervor. «Ihn einen Stararchitekten zu nennen, ist gottlob noch niemandem eingefallen», schreibt fast ratlos die Hamburger *Zeit* über diese Wahl: «Kennt ihn überhaupt wer?» Auch im Dorf sind viele gar nicht begeistert.

Doch die Geschichte geht über die Nörgler hinweg. Die *Weltwoche* schreibt von «Bauten aus Weltbünden», die *Zeit* «von der Eleganz der Kargheit, in der geheimnisvollen Atmosphäre, im Geheimnis der Räume, der Steine». Den graugrünen Gneis findet er keine 700 Me-

ter entfernt, eben im Steinbruch des Pius Truffer. Ein Schelm, der glaubt, dass der Steinbruchunternehmer mit dem von ihm mit ausgewählten Architekten aus dem bündnerischen Haldenstein ein *Päckli* schnürt, um seine Steine liefern zu können.

Zumthor experimentiert mit fremdem Stein, und der genügt seinem Perfektionismus überhaupt nicht. So meint er schliesslich zum Truffer: «Warum nehmen wir nicht deinen?» Der Angesprochene erschrickt zunächst, weil er weiss, dass er einen derart voluminösen Auftrag noch nie ausgeführt hat, und seine Partner warnen schon, das könne die Firma in den Konkurs treiben. Aber er liefert. So kommt der Stein vom Truffer in die Architektur vom Zumthor, und die beiden werden so etwas wie ein Herz und eine Seele.

### Er verdiene noch an seiner Unfähigkeit

Für den damals bereits über fünfzigjährigen Architekten markiert der Bau der Therme Vals so etwas wie den Durchbruch. Der gelernte Möbelschreiner und ehemalige Denkmalpfleger des Kantons Graubünden wird durch den



«Mein Schicksal»: Zumthor, Ehefrau Annalisa.

architektonischen Wurf in Vals in den Fokus der internationalen Architekturszene katapultiert, erhält im Jahre 2009 den Pritzker-Preis, die weltweit renommierteste Auszeichnung für Architektur, als bislang einziger Schweizer nach Jacques Herzog und Pierre de Meuron.

Doch immer wieder ist seine unbestritten qualitativ hochstehende Bautätigkeit von Misstönen begleitet, und meist geht es dabei ums Geld. Im Jahre 1993 gewinnt Peter Zumthor eine Ausschreibung, auf dem Gelände der ehemaligen Gestapo-Zentrale in Berlin eine Gedenkstätte zur «Topographie des Terrors» zu erstellen. Nach massiven Kostenüberschreitungen und zehnjähriger Planung kündigt das Land Berlin die Verträge mit Zumthor und reisst bereits errichtete Bauten ab. Dann will Peter Zumthor Geld von der Stadt, rund eine Million Euro. «Mir fehlen

schon aus den letzten Jahren 200 000 Euro», lässt sich der Stararchitekt in der *Berliner Zeitung* zitieren, und ausserdem hätten seine Mitarbeiter nach der Kündigung keine Arbeit. «Zumthor verdient auch noch an seiner Unfähigkeit», kontert dagegen «Topographie»-Direktor Andreas Nachama, der Schweizer habe nämlich unbrauchbare Analysen vorgelegt, und dafür eine sechsstellige Summe verlangt. Schliesslich einigen sich die Parteien auf eine Abfindung.

Ein ähnliches Vorgehen wählt Peter Zumthor später auch in Vals, als es ab dem Jahre 2004 darum geht, das Hotel «Therme» um einen Hotelneubau mit geplanten vierzig Zimmern zu erweitern – als das Projekt Jahre später abgebrochen wird, stellt der Architekt millionenschwere finanzielle Forderungen an die Gemeinde. Doch vorerst scheint Ende der neunziger Jahre die Sonne in Vals. Die Therme ist eröffnet, die Besucherströme sind beeindruckend, und der Architekt sonnt sich in seinem Wurf. Er beginnt sich einzurichten in Vals.

### Wie die Lehrerin das Hotel übernimmt

So kommt Annalisa Zumthor ins Spiel. Die Frau des Architekten stammt aus dem bündnerischen Susch, ist ausgebildete Lehrerin für geistig und körperlich behinderte Kinder, in ihrer Freizeit beschäftigt sie sich mit Kurzprosa und auch als Redaktorin der *Litteratura*. Als im Jahre 1999 eine neue Direktion für das Hotel «Therme» in Vals gesucht wird, schlägt Peter Zumthor dem Verwaltungsrat vor, seine Gattin in die Hoteldirektion aufzunehmen. Und mit ihr als Co-Direktorin, als gewissermassen zweiter Teil des Ganzen, Annalisas Freundin Claudia Knapp, eine aus Ftan stammende ehemalige Journalistin beim TV-Magazin «*Rundschau*». Die beiden Quereinsteigerinnen sind zuständig für einen Gastronomie- und Hotelkomplex mit 289 Betten, 140 Angestellten, einen Grossbetrieb also, dem eine Therme, zwei Bergrestaurants im Skigebiet und sogar eine Tankstelle angeschlossen sind.

«Dass die Frau des Architekten zur Hoteldirektorin werden sollte, haben wir im Verwaltungsrat schon diskutiert», sagt der damalige Verwaltungsrat Marcel Schmid heute, «es war uns aber auch klar, dass eine konventionelle Hotelführung hier fehl am Platze gewesen wäre.» Die Rolle als Gastgeberinnen und Veranstalterinnen von kulturellen Events hätten die Frauen gut im Griff gehabt, meint er, weniger aber die betriebswirtschaftliche. Dort hilft der Steinbruch-Unternehmer Pius Truffer. Und so sitzen nun die Zumthors und der Truffer im gleichen Boot.

Diese Konstellation mit dem für die Zahlen zuständigen Ökonomen Truffer und den beiden so unterschiedlichen, für wohlige Gastlichkeit zuständigen Frauen trägt Früchte. Drei Jahre nach Amtsantritt läuft das Hotel auf

Hochtouren, die Auslastung beträgt im Jahresdurchschnitt über 80 Prozent und der Umsatz der gesamten Anlage erhöht sich in den fünf Jahren nach Eröffnung der Therme um zwei Millionen Franken oder 17,4 Prozent. Die Therme und neue, von Peter Zumthor entworfene Zimmer locken ein urbanes, jüngerer, kulturell interessiertes Publikum ins Bergdorf und mitunter auch Promis, die unter anderen Umständen kaum den Weg nach Vals finden würden. Die italienische Rocksängerin Gianna Nannini etwa, die französische Schauspielerin Isabelle Adjani oder auch Mimen-Kollege Gérard Depardieu.

### Schöne Fassaden, hohe Schulden

Ein tiefer liegendes Problem wird für die Gemeinde Vals als Besitzerin der Therme jedoch zusehends ungemütlich. Der Eigenfinanzierungsgrad der gesamten Anlage liegt deutlich unter 15 Prozent, und das bedeutet: Der Betrieb sitzt auf hohen Fremdkapitalien, die zu verzinsen sind. Hinzu kommt, dass diverse grosse Investitionen anstehen. Eine fatale Konstellation, die für die Gemeinde zur finanziellen Falle werden könnte: Ohne gestärkte Bilanz finden sich keine Kreditgeber für die notwendige Modernisierung. Der Prachtbau liegt den Valsern auf dem Magen.

Ein interner Bericht aus dieser Zeit, zeigt, dass die Gemeinde als Besitzerin helfend eingreift. Dort heisst es: «Nach den im Geschäftsjahr 2000/2001 vorgenommenen Forderungsverzichten und Abschreibungen durch die Gemeinde im Umfang von 13,9 Millionen Franken erscheint die Bilanzstruktur stabil. Der Verschuldungsgrad ist von 87 auf 76 Prozent gesunken.» Damit, davon geht der Verwaltungsrat aus, sind die Voraussetzungen geschaffen, die Ausbauten über Bankkredite oder private Darlehen zu finanzieren.

Derweil eskaliert in der Hoteldirektion ein Konflikt. Immer wieder mischt sich Peter Zumthor in die Personalpolitik ein. «Ein fantastischer Architekt», urteilen Hotelangestellte über ihn, «aber ein schwieriger Charakter.» Annalisa Zumthor, die Gattin in der Hoteldirektion hat nicht die Kraft, sich dem Gatten zu widersetzen. «Peter Zumthor ist mein Schicksal, ich kann nichts machen», vertraut sie in dieser Zeit einem Bekannten an. Anfang 2004 hat Co-Direktorin Claudia Knapp genug. Sie kündigt. Der *Südostschweiz* sagt sie: «Es war eine schwierige Konstellation zwischen mir und den Zumthors, die schliesslich zu meinem Weggang geführt hat.»

### Turm für 30 Millionen

Zur gleichen Zeit plant der Verwaltungsrat neue, notwendig gewordene Investitionen: Nach dem erfolgreichen Bau der Therme sieht sich der Verwaltungsrat im Zwang, auch den Rest des Betriebs auf den neuesten Stand zu bringen, um die Existenz des Unternehmens

dauerhaft zu sichern. Umfangreiche Berechnungen von Spezialisten zeigen auf, dass sich dadurch der Ertrag in einem Mehrjahresplan substanziell steigern liesse. Deshalb soll das Hauptgebäude saniert, der Speisesaal und die Hotelbar vergrössert und die Lobby vollständig ersetzt werden. Zudem soll ein neuer Hotelurm mit vierzig neuen Zimmern erstellt werden. Kostenpunkt: rund dreissig Millionen Franken, welche die kleine Berggemeinde unmöglich aufbringen kann. Im Jahr 2006 liegen Kreditofferten von Credit Suisse und Bündner Kantonalbank vor, es fehlen aber noch einige Millionen, die durch private Investoren abgedeckt werden sollen. Pius Truffer, der Präsident, begibt sich auf Investorensuche.

### Einstieg der Design-Legende

So kommt Urs Felber ins Spiel. Eine schillernde Figur in der internationalen Designszene. In den sechziger Jahren verkauft er den Schweizer Ledermöbelhersteller de Sede und macht ein Vermögen, in den Achtzigern ist er Chef bei Vitra, und im Jahr 2001 kauft er den Schweizer Design-Möbel-Hersteller Dietiker von der Migros und macht diesen zu einer internationalen Top-Adresse. Nun will er zusammen mit zwei englischen Partnern in die Hotel und Thermalbad Vals AG investieren – maximal acht Millionen Franken, einen Teil davon als Aktienkapital.

---

### «Ein fantastischer Architekt», urteilen Hotelangestellte über ihn, «aber ein schwieriger Charakter.»

---

Der Deal bedeutet eine Teilprivatisierung der Anlage, rund ein Viertel des Aktienkapitals der Hoteba würde so in die Hände der Privatinvestoren übergehen. Eine entsprechende Absichtserklärung wird im März 2006 unterzeichnet. Felber ist fasziniert davon, dass der grosse Architekt Zumthor den Neu- und Erweiterungsbau an die Hand nehmen soll.

Zwischen ihm und den Zumthors spriessen die Pläne in den Himmel. Eine neue Möbellinie, «Peter Zumthor Collection», soll von diesem entwickelt und über Dietiker weltweit vertrieben werden. Auch privat wollen sie zusammen geschäften. Die Zumthors haben in Leis von Einheimischen Land gekauft und wollen dort zwei kleine Häuser bauen. Doch es fehlt ihnen das Geld. So entsteht die Idee, eines davon Urs Felber zu verkaufen.

Am 17. März 2006 setzt Annalisa Zumthor auf offiziellem Papier der «Therme Vals» einen Brief an Urs Felber auf, in dem es heisst: «Ein Traum geht für mich in Erfüllung, wenn ich das Haus in Leis bauen kann. Ich kann diesen Traum nur mit Deiner Unterstützung realisieren. Herzlichen Dank dafür. Der Preis für Deine Parzelle beträgt für 379 Quadratmeter à 300 Franken 113 700 Franken. Bereits bezahlt:

50 000 Franken. Ich bitte Dich, auf mein Konto 35 000 Franken zu überweisen. Den Restbetrag von 28 700 Franken erhalte ich in bar.»  
Unterschrieben: Annalisa Zumthor.

Weitere Rechnungen in ähnlicher Grössenordnung flattern Urs Felber von Seiten Peter Zumthors ins Haus – für die Entwicklung von Objekten für die «Peter Zumthor Collection» wie auch für die Verwendung seines Namens. «Über 200 000 Franken», schreibt Urs Felber später ernüchert an Zumthor, habe er privat in ihn zur Entwicklung der Möbellinie investiert.

Mittlerweile ist alles mit allem verhandelt in Vals. Der private Investor Urs Felber, der den Turm des Architekten mitfinanzieren soll, ist Geldgeber für den privaten Hausbau der Hoteldirektorin, welchen deren Gatte erstellen will, und dieser wiederum will Geld für die Entwicklung von Möbelstücken, die, so sagt heute der Hotelpräsident Pius Truffer, bereits bezahlt worden sind. «Diese Entwicklungskosten», betont Truffer gegenüber der *Weltwoche*, «sind von uns bereits an Zumthor bezahlt worden.»

### «Fühle mich wie Milchkuh»

Allmählich implodiert das verwinkelte Gebilde. Urs Felber fühlt sich von den Zumthors über den Tisch gezogen. Am 1. März 2007 schreibt er einen Fax an Annalisa Zumthor, in dem es heisst: «Fühle mich wie Milchkuh zum Melken, immer, wenn ich was akzeptiere, kommt die nächste Forderung – *a never ending story*, siehe <pay black> (Schwarzgeld, Anm. der Redaktion) *last friday*. Ich habe das Vertrauen verloren und möchte mich von Vals verabschieden. Auch vom *Hüsli*, das mir keine Freude mehr macht.»

Gegenüber Präsident Truffer, der Urs Felber als Investor nach Vals geholt hatte, wird der Enttäuschte noch deutlicher: «Was ich hasse seit ich De Sede verkauft habe, ist, wenn Leute das Gefühl haben, mich könne man melken, da ich wohlhabend sei. Zumthor wollte 163 000 Franken Schwarzgeld für Entwicklung und Namensgebung Designermöbel. Bauland auf Leis musste ich Annalisa auch teilweise schwarz bezahlen. Du begreifst, dass ich nicht mehr nach Vals komme und hoffe, wir bleiben gute Freunde.»

Zum Thema Schwarzgeld kontert Peter Zumthor heute: «Davon weiss ich nichts.» Seine bereits geleisteten Aufwände für die geplante «Zumthor Collection» seien aber mit den von Felber getätigten Zahlungen abgegolten worden. Heute stehen dort zwei schicke kleine Häuschen und Peter Zumthor und seine Annalisa sind Hausbesitzer von einem.

Vals aber steht nach dem Rückzug von Urs Felber ohne private Investoren da, und so kippt das gesamte Finanzierungskonstrukt. Mehr noch: Die Luft zwischen dem Präsidenten Pius Truffer und der Hoteldirektorin



Im Glanz der Therme: Vals.



«Stoffelpart»: Unternehmer Stoffel (l.), Truffer.

Annalisa Zumthor ist nun zum Schneiden dick – und hinter ihr steht immer auch ihr Gatte Peter. So kommt es zum finalen Hosenlupf. Am letzten Tag des Jahres 2008 setzt Annalisa Zumthor eine Kündigungsdrohung auf, welche sie an ein Verwaltungsratsmitglied schickt. Darin fordert sie das Aufsichtsgremium auf, Pius Truffer aus der Hoteldirektion zu entlassen – dieser gehört er seit dem Abgang von Claudia Knapp in Personalunion nebst dem Präsidium an –, andernfalls würde sie selber kündigen. Der Verwaltungsrat geht darauf nicht ein, sondern nimmt zu ihrer Überraschung die Kündigung an. Im Zorn verschwindet nun auch Peter Zumthor aus Vals.

### Die Gemeinde schaltet sich ein

Jetzt tritt Margrit Walker-Tönz auf, parteilose Gemeindepräsidentin seit 2006 und Präsidentin der sogenannten Hoteba-Kommission, die im Auftrag des Gemeinderates die Aktionärsrechte der Gemeinde bei der Hotel- und Thermalbad Vals AG wahrzunehmen hat, die sich zu hundert Prozent in Gemeindebesitz befindet. Die Gemeindepräsidentin und Präsidentin der Hoteba-Kommission steht also mit dieser Doppelfunktion der Doppelfunktion von

Pius Truffer als Präsident und Hoteldirektor in nichts nach. Privat sind sie Nachbarn. Damit enden jedoch die Gemeinsamkeiten im eng-räumigen Vals.

Jetzt, wo der Zumthor mit seiner Annalisa weg und die Zukunft der Therme ungewiss ist und der Investor vergrault wurde, will die Gemeindepräsidentin Bewegung in die verfahrenere Situation bringen und den gesamten Verwaltungsrat neu bestellen. Am 13. Januar 2010 findet eine Sitzung der Hoteba-Kommission zu dieser Frage statt – von den zwölf Mitgliedern sind elf anwesend, «die Meinungen gehen stark auseinander», wie später ein unabhängiger GPK-Bericht festhält, das Abstimmungsresultat lautet schliesslich 6:5 für einen Verbleib des Verwaltungsrates rund um Pius Truffer. Die Gemeindepräsidentin erhält den Auftrag, den Präsidenten des Hotels entsprechend zu informieren.

Das tut Margrit Walker-Tönz nicht, und sie informiert auch ihren Gemeinderat nicht, heisst es im GPK-Bericht. Eine Pflichtverletzung, die sich viele Valser nur damit erklären können, dass die Gemeinde- und der Hotelpräsident das Heu schon seit längerem nicht auf der gleichen Bühne haben. Sie wolle den Hotelpräsidenten loswerden, heisst es im Dorf. So rekrutiert die forsche Frau neue Verwaltungsräte und versucht es am 28. Januar 2010 mit einer zweiten Wahl und droht damit, dass sie, falls der alte Verwaltungsrat nicht abgewählt werde, «als Präsidentin der Hoteba-Kommission zurücktreten werde», wie es später im GPK-Bericht heisst. Diesmal fällt die Wahl für sie wunschgemäss aus: Knapp, mit 7:5 Stimmen, werden die alten Verwaltungsräte aus dem Amt entlassen, wird der neue VR implementiert.

Der GPK-Bericht hält dazu abschliessend fest: ... «Zu Unrecht» sei auf eine zweite Wahl eingetreten worden, das «Verfahren war mangelhaft, die Gründe der Abwahl nicht relevant». Da aber die Abgewählten die «Rechtsmittelfristen ungenützt verstreichen lassen», urteilt der GPK-Bericht, sei «die Wahl des neuen VR in diesem Sinne rechtsgültig».

Das Volk sieht es anders. Sechzig Personen ziehen zum Haus der Gemeindepräsidentin, auf einem Transparent steht: «Unsere Hotelkultur bleibt, wie sie ist». Am Badegebäude hängt eine Aufschrift: «Rettet die Therme». Nun gerät die Gemeindepräsidentin unter Druck. Auf Gemeindegeldern lässt sie in allen Briefkästen ein Flugblatt verteilen, in dem sie ihre Gründe für die Abwahl öffentlich macht. Da wird das Doppelmandat des Pius Truffer als Präsident und Hoteldirektor thematisiert oder auch in ihren Augen überrissene Lohnbezüge aus der Zeit, als Pius Truffer als Hotelpräsident und Direktor in Personalunion geamtet hatte – «Bruttolohn von einer Viertelmillion», heisst es wörtlich in dem Flugblatt. Ob dies stimmt, lässt sich als Aussenstehender nicht

beurteilen. Im GPK-Bericht heisst es dazu nur: «Unsere Einsichtsrechte enden bei der Hoteba-Kommission. Deshalb sind wir nicht in der Lage, die vorgebrachten Vorwürfe zu bestätigen oder zu widerlegen.» Im Flugblatt bringt die Gemeindepräsidentin freilich noch einen anderen Kündigungsgrund aufs Tapet: «Während mehrerer Jahre versties Pius Truffer gegen einen wichtigen Führungsgrundsatz: Ein Vorgesetzter hat keine Liebesbeziehungen mit dem Kader.»

So kommt, unfreiwillig, Pia Truffer ins Spiel, die Gattin des ehemaligen Präsidenten. Da die Gemeindepräsidentin eine Jahre zurückliegende aussereheliche Beziehung ihres Gatten, eine private Angelegenheit also, öffentlich macht, klagt Pia Truffer gegen die Gemeinde Vals auf Persönlichkeitsverletzung. Das Urteil vor dem Verwaltungsgericht des Kantons Graubünden wird am 5. April 2011 gesprochen. Dort heisst es: «Die Klage wird vollumfänglich gutgeheissen.» Die Gemeinde Vals muss Pia Truffer eine Genugtuung von 1000 Franken bezahlen, die an das Alters- und Pflegeheim Vals zu überweisen sind. Ihre Anwaltskosten in Höhe von Fr. 8768.30 wie auch die Gerichtskosten über 2928 Franken hat ebenfalls die Gemeinde zu übernehmen.

### Epilog

Im Frühsommer 2011 erkundigt sich ein junger, vermöglicher Valser namens Remo Stoffel beim Amt für Wirtschaft in Chur, ob ein Kauf von Therme und Hotel möglich und erwünscht wäre. Der Tanz um die Therme beginnt erneut. Alle Hauptdarsteller sind zurück. Peter Zumthor, der vertriebene Architekt, formuliert am 1. November 2011 eine «Auslegeordnung über die laufenden Verträge» – auch wenn diese längst gekündigt sind. Er will Geld. Viel Geld, so wie einst in Berlin. Er kommt auf 3930578 Franken. Und inzwischen will er über Investoren die Therme auch kaufen als «IG Therme Vals». Zumthor hat für sich und gegen die Gemeinde ein letztes Druckmittel in der Hand: Wenn er als Architekt wieder ins Spiel kommt, könnte er für neue Arbeiten wieder Rechnungen stellen. Wenn nicht, gehen die Valser das Risiko ein, dass sie zumindest für Teile seiner Forderungen geradestehen müssen. Und auch Pius Truffer tritt wieder auf den Plan. Er hat sich mit Remo Stoffel zusammengetan, der seine Offerte «Stoffelpart» nennt.

Der Kern des Dramas? Die Gemeinde Vals hat sich im Glanz der Therme überlupft. Oder wie es Pius Truffer sagt: «Es braucht Liebhaber als Investoren, wie Urs Felber einer gewesen wäre. Streng betriebswirtschaftlich rechnen sich solche Projekte kaum.»

Am 9. März 2012 wird der Spuk, mutmasslich, vorüber sein. Dann müssen die Stimmbürger im Dorf darüber abstimmen, wer das Objekt der Begierde kaufen darf. ○

# Pures blondes Gold

Sie schrieb, unter anderem, den grössten Hit der kürzlich verstorbenen Soul-Diva Whitney Houston («I Will Always Love You»). Insgesamt ist sie eine der erfolgreichsten und cleversten Unternehmerinnen der Pop-Industrie. Die erstaunliche Geschichte der Country-Sängerin Dolly Parton. Von Thomas Wördehoff

Krasser könnte der Unterschied nicht sein. Zum einen die grosse Arie. Mit allem, was das Herz begehrt – dramatische Oktavsprünge, donnerndes Schlagzeug und eine Stimme, die mit unerschütterlicher Zuversicht über allen Fährnissen schwebt. Vermutlich war das das Geheimnis von Whitney Houstons Aufnahme: Sie sang von einem Abschied und gab gleichzeitig ein rückhaltloses Versprechen ab. Deshalb konnte «I Will Always Love You» auch im Abspann von «The Bodyguard» laufen. Die letzten Meter des Films zeigten den trüb-traurigen Blick des zurückgelassenen Kevin Costner, aber der Song schien sicher zu sein: Das wird schon wieder mit den beiden. Ein Happy End – nur von einer Stimme in Aussicht gestellt.

Und dann das Original. Das gleiche Lied war knapp zwanzig Jahre zuvor allenfalls eine rührende Girlie-Fantasie vom Erwachsenwerden. Ein fast kindliches Stimmchen singt ernst von «bittersweet memories», dazu jaulen mitfühlend gesetzte Akkorde einer Pedal-Steel-Gitarre – das Mädchen nimmt tapfer Abschied: «So goodbye, please don't cry. We both know I'm not what you need.» Ein vernünftiges Mädchen. Der Mann, den sie verlässt, ist wahrscheinlich sowieso ein Tunichtgut. Deckel zu.

Es sei eines der schönsten Lieder, die «Miss Dolly» jemals geschrieben hat, kündigte Porter Wagoner 1974 in seiner «Porter Wagoner Show» den Song an, der später mit Whitney Houston zu einer der erfolgreichsten Balladen aller Zeiten werden sollte. Und da war sie auch schon, die grazile Miss Dolly Parton, kaum 1,60 Meter hoch, eigentlich zierlich, blond – ein ziemlich seltsamer «Mädchentraum vom Hübschsein» (*The Guardian*). Viele Jahre waren sie und Porter ein singendes Country-Paar mit vielen herzerreissenden Hits, aber irgendwann dann waren sie der gemeinsamen Sache überdrüssig und starteten Solokarrieren. Dolly schrieb ihm ein harmloses Liebeslied hinterher; keiner war wohl damals auf die versteckte Goldader in dem Song gestossen.

## Ihr Leben ist eine Goldader

Kein Problem für Dolly Parton. Denn – da war sie sich schon damals sicher – ihr Leben ist eine einzige Goldader. Und Dolly konnte warten. Als ihr Elvis Presley anbot, «I Will Always Love You» zu singen, wenn sie ihm nur die Hälfte der Autorenrechte überlasse, lehnte sie ohne zu zögern ab.

Unterschätzt haben sie wohl viele. Ein Fehler, wie sich immer wieder herausstellt, aber



42 Alben, 3000 Angestellte: Entertainerin Dolly Parton, 66.

zunächst ein durchaus nachvollziehbarer. Denn schaut man sich diese Frau an, mag man erst mal nicht glauben, was man da sieht. Eine Turmfrisur, so monströs, dass wohl jeder Blondinenwitz der letzten fünfzig Jahre bequem einen Nistplatz in ihr finden würde, krönt das zerbrechliche Persönchen. Fragil ist allerdings nur die Taille: Ihre gigantische Oberweite, deren Komponenten Dolly auch liebevoll als «Frontscheinwerfer» oder «Shock and Awe» (nach der US-Angriffsstrategie im Irakkrieg) bezeichnet, erreicht da in der Tat die beängstigende Dimension eines bevorstehenden Luftangriffs. Zusammen mit einem bedrohlich grellen Make-up, knallenger Garderobe (mit jeder Menge blitzendem Lamé) und selbstmörderisch steilen Stiletto addiert sich diese Körpercollage aus sexistischen Accessoires zu einer nachgerade frauenfeindlichen Karikatur. Blond – könnte sein. Blöd – mitnichten. Mit feinem walisischem Humor taufte die Wissenschaftler das geklonte Schaf, das sie 1996 zur Welt brachten, nach Miss Dolly Parton.

### Immobilien, Perücken und Restaurants

Die mittlerweile 66-Jährige gehört zu den produktivsten, cleversten und sicher auch mysteriösesten Erscheinungen in der amerikanischen Unterhaltungsindustrie. Dolly Parton hat seit 1967 42 Alben veröffentlicht und insgesamt 3000 Songs geschrieben («Nur drei davon taugen was», und es klingt durchaus kokett, wenn sie das sagt). Sie schreibt an einem Musical über ihr Leben und hat ihren ersten Broadway-Erfolg mit «9 to 5» (nach dem Film «Nine to Five» mit ihr und Jane Fonda) schon hinter sich. Parton tritt regelmässig in Hollywood-Produktionen auf, Filme wie «Steel Magnolias» (mit Shirley MacLaine und Julia Roberts) oder «The Best Little Whorehouse in Texas» (mit Burt Reynolds) konnte sie mit ihrem Stempel versehen.

Auch als Geschäftsfrau kann sich die Entertainerin aus Tennessee sehen lassen. Schon 1986 stieg sie bei einem Immobilienunternehmen ein, das sich anschickte, einen touristischen Themenpark in Tennessee zu übernehmen. Was lag näher, als das als «Silver Park City» eingeführte Vergnügungszentrum in «Dollywood» umzutaufen. Und die Dollywood Company koordiniert seitdem auch die mannigfaltigen Geschäfte der Mrs P. Dazu gehört – man ahnt es – Dollywood Splash County, ein «Water Adventure Park» für Familien mit Kindern und die «Dixie Stampede», eine äusserst profitable Dinner-Theater-Kette mit Ablegern in Tennessee, South Carolina und Missouri. Mit Sandollar Productions stieg sie noch ins Film- und Fernsehgeschäft ein, und nebenbei vertreibt sie über Revlon ihre *signature line* von Perücken («Dolly's Own»), besitzt mehrere Immobilien und ein Restaurant in Honolulu. Ein Mädchentraum mit insgesamt immerhin 3000 Angestellten.

Und dann kann sie auch noch schreiben. Ihre äusserst lesenswerten Memoiren «My Life and Other Unfinished Business» sind eine aberwitzige Mischung aus Illustriertenroman, surrealem Bonanza und John Steinbeck auf Speed. «I always loved books», bekennt sie gleich zu Beginn, «I love to write stories.» Das tut sie dann – ob tatsächlich erlebt oder gut erfunden, spielt keine Rolle; ein erstaunliches Leben ist es allemal. Hart erarbeitet, voller Gestaltungswille: «Ich wurde die beste Dolly Parton, die ich werden konnte.» Pures blondes Gold.

Armut prägte das Elternhaus – Haus ist wohl übertrieben, Parton beschreibt es als Kabine, oder besser: als Verschlag. Der Vater ist Pächter eines bescheidenen Grundstücks, die Mutter gebiert ihm zwölf Kinder. Ihre Liebe zum Lesen erklärt sie mit der Wahl der Tapete: Die beiden Kammern sind mit alten Zeitungen tapeziert, in deren Geschichten sich Klein Dolly versenkt, wenn die Mutter kocht oder putzt. Ohnehin war sie meistens schwanger: «Sie hatte eins bei sich und eins in sich.» Das Leben ist karg, einmal erwischt man die dreijährige Dolly Rebecca dabei, wie sie sich in friedlicher Eintracht mit ein paar Ferkeln an den Zitzen einer Sau göttlich tut.

Drei Leidenschaften führt die Parton an, die ihr Leben bestimmen: Gott, Musik und Sex. In dieser Reihenfolge. Es sei jedoch eine Reihen-

---

### Eine Turmfrisur, so monströs, dass wohl jeder Blondinenwitz einen Nistplatz finden würde.

---

folge, die sich «ohne Vorwarnung» ändern könne: «In der Tiefe meines Herzens wusste ich immer, dass Gott an erster Stelle steht. Doch in der Tiefe meines Körpers gibt es Triebe, die absolut unwiderstehlich sind.» In einer verlassenen Kirchenruine in der Nähe ihres Weilers findet sie in einer erstaunlichen Szene den Dreiklang ihrer drei Eminenzen Gott, Musik, Sex.

Erstaunlicherweise war ausgerechnet diese alte Kirche «ein Ort für alle Arten von Sünde und Laster» geworden. Liebespaare konnten sich hier zurückziehen; es fanden aber auch Prügeleien statt, einmal sogar eine Messerstecherei. An den Wänden hinter dem ehemaligen Altar fanden sich erotische Kritzeleien, «Zeugnisse jugendlicher Sexualität», die zum Studium und zur Vervollständigung einladen. Und dann gab es ein zerschmettertes Klavier, das Dollys grosse Neugier erregte.

Sie baute sich aus den Sopransaiten und einer alten Mandoline ein neues Instrument und fand zu sich: «Ich sang also eine Zeitlang Kirchenlieder, dann schaute ich mir eine Zeitlang die schmutzigen Bilder an, und dann betete ich eine Zeitlang.» Eines Tages, als sie wieder betete, kam es dann über sie: «Ich brach durch eine Art spirituelle Mauer – und fand

Gott. Und Dolly Parton. Und ich liebte sie beide.»

Doch was sich zu einer Art bigottem Kitsch- und-Country-Oratorium aufzuzwählen könnte, nimmt – Gott und Dolly sei Dank – einen durchaus gesunden Verlauf. Zum Allerhöchsten baut sie ein freundschaftliches und «angstfreies» Verhältnis auf, «on a one-to-one basis». Ärger bekommt sie wegen ihrer bodenständigen Gottesnähe später höchstens mal mit ein paar Vertretern des Ku-Klux-Klan, die gelegentlich gegen die jährliche, von ihr zugelassene Schwulenparade im Dollywood aufbegehren.

Ansonsten pflegt sie ein zwar sozial bewusstes, aber auch gesundes Verhältnis zu Gott und Mitmensch. Legendär ist das Engagement ihrer Dollywood Foundation, die durch «Dolly Parton's Imagination Library» etwa 2,5 Millionen Bücher pro Jahr an Kinder verteilt. Zu ihrem Reichtum hat sie generell ein eher unverkrampftes Verhältnis. Dass sie beispielsweise Geld an ihrem Buch verdiene, findet sie O.K., denn man werde ja schliesslich gut unterhalten. Ausserdem brauche sie das Geld, denn: «It costs a lot to make a person look this cheap.»

### Überleben als Maske

Lady Gaga oder Madonna formatieren sich mehr oder weniger auf theatralisch-ironische Weise zu künstlichen Figuren im Popkommerz. Zwar hat Dolly Partons Auftritt immer auch selbstironische Züge, doch die Besessenheit ihrer Stilisierung und ihr Ernst sind zu ihrem grössten Geheimnis geworden. Wie kann sich eine Frau von diesem Format so offensichtlich am Allerweltsprofil einer Prostituierten orientieren? Schon zu Schulzeiten kursierten «Gerüchte meiner Hurereien und machten mich bei den Jungs sehr beliebt – allerdings weniger beliebt bei den Mädchen».

Es sei eine Art von Sucht gewesen. Sehr früh schon habe sie in einer sehr schmerzhaften Prozedur die Desinfektionsmittel Thiomersal oder Mercuchrom aufgetragen – der Schmerz auf den Lippen muss höllisch gewesen sein, aber die Lippen wurden rot. Später dann, als sie ihre ohnehin üppige Brust in einer Woolworth-Umkleidekabine nach oben schob und fand, das sei noch nicht genug, schob sie sich schliesslich Schulterpolster aus Grossmutter's Mantel dazu und erfand in ihrer seltsamen Not eine Art prähistorischen *push-up bra*. Später halfen Dutzende von Schönheits-OPs nach. «Schliesslich will ich nicht aussehen wie ein alter Hund.»

Als ihre Kollegin Tammy Wynette vor einiger Zeit ihre letzten Tage im Krankenhaus verbrachte, besuchte Dolly Parton die Sterbende und machte ihr ein letztes grosses Geschenk: Sie schminkte die befreundete Sängerin für den Tod. Das hat schon mythologisches Format: Wie schön ist es, als Maske zu überleben.

Man nennt es auch Showbusiness. ○

# «Männer sind emotionale Kapitalisten»

Die renommierte israelische Soziologin Eva Illouz seziert die Gefühlswelt moderner Menschen und kommt zum Schluss: Durch den freien Partnermarkt geraten die Frauen ins Hintertreffen. Die verbreitete Meinung, Liebesleid sei eine Folge gestörter Psychen, ist kreuzfalsch. *Von Franziska K. Müller*

**Frau Illouz, wieso ist die Liebe für viele moderne Frauen und Männer eine qualitative Erfahrung?**

Zwei Dinge machen die Liebe in unserer Zeit schwierig: Für Männer und Frauen ist es legitim, sexuelle Erfahrungen ausserhalb der Ehe und auch ausserhalb der Liebe zu sammeln. Das führt dazu, dass die Sexualität und die Gefühle getrennt von der Liebe existieren können. Hat man eine Beziehung, geht man heute davon aus, dass die Erotik aufregend bleiben muss. Das macht es schwierig, eine routinierte Alltagssexualität zu akzeptieren. Als zweiten Grund sehe ich den Umstand, dass die Liebe als Emotion von Institutionen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen abhängt, und an diesen Voraussetzungen scheitern Millionen von Menschen.

**Ist die heutige Liebe per se unglücklicher als die Liebe in früheren Zeiten?**

Überhaupt nicht. Es gibt viele Formen glücklicher Liebe, und diese sind in ihrem Glück nicht weniger modern als in ihren Nöten. Männer und Frauen sind heute zudem viel besser ausgerüstet als je zuvor, um mit der Erfahrung des Betrogenwerdens oder einer Trennung zurechtzukommen. Sie reagieren darauf mit Abgeklärtheit, Autonomie, Hedonismus, Zynismus und Ironie. Doch das ist genau der Punkt: Eben weil wir zahlreiche Strategien entwickelt haben, um mit der Zerbrechlichkeit und Austauschbarkeit von Beziehungen umzugehen, geht die Fähigkeit verloren, sich auf die Leidenschaft einzulassen. Den Zweifeln und Unsicherheiten zu widerstehen, mit denen der Prozess des Liebens und Sichbindens einhergeht, ist ebenfalls schwierig geworden.

**Unsere Kultur geht davon aus, dass das Liebesleid eine Folge gestörter oder unreifer Psychen ist und wir unsere Niederlagen unterbewusst selbst verschulden. In dieser Logik kann jeder mitbestimmen, ob eine Liebe gelingt oder nicht.**

Diese Theorie mag ich nicht. Ähnlich wie ich die Aussage nicht mögen würde, dass ein Mensch, der es nicht schafft, zwei Kilometer in dreissig Sekunden zurückzulegen, nicht normal funktioniert. Die freud-sche Kultur legt nahe, dass das Liebesleid im Grossen und Ganzen unvermeidlich und selbstverschuldet ist. Die psychologische Sprache der Selbstbeichtigung ist

aber kein probates Mittel, um das moderne Liebesleid in unserer Gesellschaft zu erklären oder anzugehen. Meine wissenschaftliche Arbeit zeigt viel eher, dass unsere privaten Niederlagen nicht unseren schwachen Psychen zuzuschreiben sind, sondern dass die Wechselfälle und Nöte unseres Gefühlslebens durch institutionelle Ordnungen geprägt werden.

**Macht es das für Leidende einfacher?**

Wahrscheinlich nicht, aber ich bin ja auch keine ratgebende Beziehungsexpertin. Ich analysiere bloss die gesellschaftlichen Umstände, die das Elend in der modernen Liebe erklären können, und auch, wie und wieso wir in gewissen Lebensbereichen so und nicht anders agieren.

**Warum darf der Mensch für seine Beziehungs-dramen nicht selbst verantwortlich sein?**

Weil die psychoanalytisch geprägte Denkweise Schuldzuweisungen macht, die nichts bringen. Gerade in der Liebe und im Liebesleid ist unser Denken und Sprechen einem psychologisierten Vokabular unterworfen. Will ein Mann keine traditionelle Bezie-

---

**«Hat man eine Beziehung, geht man heute davon aus, dass die Erotik aufregend bleiben muss.»**

---

hung, heisst es, er leide unter Bindungsangst. Wurden wir in der Liebe enttäuscht und sind sehr erschüttert, heisst es, «wir liebten zu sehr.» Die Psychologie geht davon aus, dass das Liebesleid vermeidbar ist, vorausgesetzt, wir arbeiten genug an uns. Weil es objektiv unglaublich schwierig geworden ist, eine perfekte Liebe zu finden und zu halten, wird unsere Psyche vorsorglich und fälschlicherweise pathologisiert. Frauen sind übrigens anfälliger dafür, die Gründe für das Scheitern einer Beziehung bei sich zu suchen, und die Introspektion nimmt kein Ende. Wenn wir nach innen schauen, sehen wir aber oft nur ein Chaos: unklares Begehren, schwankende Gefühle und Wünsche, die miteinander in Konflikt kommen. Authentizität – also das Vermögen, seine Stärken und Schwächen ebenso wie seine Gefühle und Motive für bestimmte Verhaltensweisen genau zu kennen – ist eine terroristische kulturelle Idee: weil Menschen und Gefühle Grössen sind, die sich verändern.

**Die Psychotherapie – und mit ihr Hunderte von therapeutischen Beziehungsratgebern – ist dennoch immens populär. Aus welchen Gründen?**

Weil die Psychotherapie unterschwellig das Versprechen abgibt, zu reparieren, was in unserem Innern kaputt ist, und wenn dies geschieht, könnte unser Leben kontrollierbar sein. In dieser Logik wird uns das Liebesleid auferlegt, gleichzeitig wird vermittelt, dass wir über eigene Ressourcen verfügen, um das Glück zu finden, wenn wir uns nur genügend anstrengen. Meiner Meinung nach ist dieser Ansatz nicht richtig, weil viele Ursachen des Liebesschmerzes kollektiv sind.

**Wie zum Beispiel?**

Die digitalen Heiratsmärkte spielen dabei ebenso eine Rolle wie der strategische Umgang mit der romantischen Vorstellungskraft oder die neuen Mechanismen der Partnerwahl. Weil wir heute eine riesige Auswahl an möglichen Partnern haben, versuchen wir, so viele emotionale und sexuelle Erfahrungen zu sammeln, wie nur möglich. Gleichzeitig funktioniert der Raum der Liebe ohne Normen und gesellschaftliche Einschränkungen, die in früheren Zeiten die Partnerwahl und die Beziehungen massgeblich beeinflussten. Das führt zu Rücksichtslosigkeit sowie Egoismus und dazu, feste Bindungen zu vermeiden.

**Kommt auch die Leidenschaft aus diesen Gründen zu kurz?**

Absolut. In einer Zeit, in der viele Menschen zwischen emotionaler Selbstfindung und emotionaler Kontrolle hin- und hergerissen sind, gilt die leidenschaftliche Liebe als hysterisch und als eine Gefahr, sich selbst zu verlieren.

**Hat die Emanzipation einen negativen Beitrag geleistet, weil die Gleichberechtigung die sexuelle Identität von Frauen und Männern verwischte und dadurch auch Lust und Leidenschaft besiegt wurden?**

Mit dieser Schlussfolgerung bin ich überhaupt nicht einverstanden. Die Gleichheit trägt viel mehr zur Liebe und zur Leidenschaft bei als neue Ungleichheiten. Beispielsweise die Entstehung neuer sexueller Felder, gemeint sind gesellschaftliche Arenen, in denen die Sexualität zu einer autonomen Dimension der Paarbildung, zu einem hochgradig kommerzialisierten Teil des sozialen Lebens wird, bei dem sich der



«Wenn wir nach innen schauen, sehen wir aber oft nur ein Chaos»: Soziologin Illouz.



«Preis» der Menschen hauptsächlich nach Aussehen, Einkommen und Art des Berufes bemisst. Dabei geht vergessen, dass die Liebe per definitionem fragil ist und Männer und Frauen in gleichem Mass aufeinander angewiesen sind, wenn diese Liebe erfüllt sein soll.

**Man sagt Ihnen nach, Sie untersuchten die Ursachen des zeitgenössischen Liebesleids so kühl wie einst Marx die Waren im Kapitalismus: Was bezweckt Ihre wissenschaftliche Arbeit genau?**

Ich will aufzeigen, dass die romantische Liebe von den gesellschaftlichen Verhältnissen geformt ist: dass sie nicht auf freie und uneingeschränkte Art zirkuliert; dass ihr Zauber ein sozialer Zauber ist; dass sie die Institutionen der Moderne in komprimierender Weise in sich trägt. Mir geht es darum, das Leiden an der Liebe durch ein Verständnis für ihre gesellschaftlichen Grundlagen zu lindern. In der heutigen Zeit lässt sich eine solche Aufgabe aber nur angehen, wenn wir damit aufhören, Individuen, die längst mit dem tyrannischen Gebot überlastet sind, ein gesundes und schmerzfreies Liebesleben führen zu müssen, mit psychologischen Rezepten und Vorschriften zu traktieren.

**Wer leidet unter den modernen Zuständen eigentlich mehr: die Frauen oder die Männer?**

Die heterosexuellen Frauen der Mittelschicht befinden sich in der merkwürdigen historischen Lage, so souverän über ihren Körper und ihre Gefühle verfügen zu können wie nie zuvor; und dennoch werden sie vor allem von den privilegierten Männern dominiert. Diese können aus einem riesigen Pool an Partnerinnen auswählen, die Kinder wollen und sich somit frühzeitiger binden müssen.

**Streben Frauen in der Liebe weiterhin nach Selbstaufgabe, während die Männer ihre Souveränität beibehalten, wie es bereits Simone de Beauvoir formulierte?**

Dieser Satz hat heute noch Gültigkeit, und natürlich ist die Rolle der Männer komplizierter als jene der Frauen. Frauen können auch noch mit dreissig mit ihren Müttern shoppen gehen und sich stundenlang über die Perplexität weiblicher Gefühle unterhalten: Die Tochter der Mutter bleibt immer ein Mädchen, während sich ein Junge – wie hinlänglich bekannt ist – nur befreien kann, indem er sich von der Mutter löst. Männer müssen also autonom funktionieren, während Frauen in der Fürsorglichkeit und der Bindung mit anderen ihre Autonomie bedenkenlos aufgeben.

**Schwingt in diesen Worten nicht auch psychoanalytisches Verständnis mit?**

Was ich sagen will: Das Klischee von Mars und Venus stimmt. Frauen wollen eine

Beziehung, Liebe, Sexualität – einfach alles – meist gleichzeitig mit einem Mann. Männer wollen diese Dinge auch – irgendwann. Aber nicht unbedingt immer mit der immer gleichen Person und auch nicht in jeder Sekunde ihres Lebens. Die Venus-und-Mars-Terminologie, mit der wir die Unterschiede zu erklären und zu beschwichtigen suchen, wird uns trotzdem nicht weiterbringen.

**Warum nicht?**

Weil sie die kulturell erzeugten Unterschiede weiter neutralisiert und die Auffassung stärkt, dass Männer emotional unfähig

---

**«Natürlich ist die Rolle der Männer komplizierter als jene der Frauen.»**

---

sind und Frauen ihre emotionale Konstitution besser in den Griff bekommen müssen. Ich sage nicht, dass Männer und Frauen nicht persönlich für ihre Handlungen verantwortlich sind, aber ich sage, dass man den sozialen und kulturellen Faktoren mehr Verständnis entgegenbringen soll, will man in der modernen Liebesmisere neue Lösungsansätze finden.

**Wie zum Beispiel?**

Statt den Männern emotionale Unfähigkeit einzuhämmern, sollten wir Modelle emotionaler Männlichkeit heraufbeschwören, die nicht auf dem sexuellen Kapital beruhen.

**Das klingt beinahe wie ein Workshop-Programm, bei dem die Männer um ein Lagerfeuer tanzen müssen, um ihre weiblichen Kräfte zu aktivieren.**

Es geht vielmehr darum, das Modell der sexuellen Anhäufung auf den Prüfstand zu stellen, das die moderne Männlichkeit vorangetrieben hat und das von den Frauen zu begeistert befürwortet und imitiert worden ist. In ihrem Eifer, Tabus zu beseitigen und Gleichheit zu erlangen, hat die sexuelle Revolution die Ethik aus dem Reich der Sexualität weitgehend herausgehalten, was bei vielen Frauen und Männern zu Erschöpfung, Verbitterung und Verunsicherung geführt hat. Das Projekt des Selbstaudrucks durch Sexualität kann nicht von der Frage der Pflichten gegenüber anderen und deren Gefühlen getrennt werden.

**Brachten moderne Werte wie Freiheit, Gleichheit und Autonomie in der Liebe nicht so viel Gutes wie gedacht?**

Man muss die Notwendigkeit dieser Werte erkennen, gleichzeitig sieht man sich gezwungen, eine Bilanz der immensen Schwierigkeiten zu ziehen, die die kulturelle Logik der Moderne aufgeworfen hat. Es tönt simpel, aber ich sage vor allem auch, was viele Menschen heute nicht mehr glauben wollen: Es gibt kein schmerzfreies Liebesleben.

**Eva Illouz**

---

Eva Illouz, 51, ist Professorin für Soziologie und Anthropologie an der Hebräischen Universität von Jerusalem. Ihr neustes Buch, der international beachtete Bestseller «Warum Liebe weh tut», untersucht den Liebesschmerz und den Umgang mit Beziehungskrisen. Auf die Frage, ob denn das Liebesglück weniger interessant sei, sagt Illouz: «Das Glück kommt auch ohne wissenschaftliche Grundlagen zurecht, was man vom Unglück leider nicht behaupten kann.» Als so modern wie nie bezeichnet die Wissenschaftlerin das romantische Liebesideal: «Es ist einer der Hauptgründe, wieso Menschen Partys besuchen, Beziehungsbücher lesen, sich im Internet tummeln und heiraten.» Dass Liebesglück ohne Liebesschmerz nicht zu haben ist, weiss sie aus eigener Erfahrung: Solche Dinge erfahre man in langjährigen Beziehungen, sagt die Mutter von drei Kindern. Eva Illouz schrieb in den vergangenen Jahren verschiedene Bestseller unter anderem «Gefühle in Zeiten des Kapitalismus» sowie «Die Errettung der modernen Seele». (fkm)

**Sie sprechen von der Ökonomisierung der Liebe, der Architektur der Wahl und von ungleichen Marktteilnehmern. Sind damit Männer und Frauen gemeint?**

Absolut. Jene Menschen, die sich auf einem freien, aber unregulierten Markt begegnen, auf dem Merkmale wie Schönheit, *sexiness* sowie soziale Schicht eingeschätzt und getauscht werden. Auf einem sexuellen Feld konkurrieren die Akteure miteinander um die sexuell begehrtesten Partner, darum, möglichst viele Partner zu sammeln, sowie darum, die eigene sexuelle Attraktivität und Leistungsfähigkeit zur Schau zu stellen. Weil sexuelle Felder heutzutage den Heiratsmärkten zeitlich vorangehen, kann das dazu führen, dass Frauen und Männer länger auf ihnen verweilen wollen. Das sexuelle Feld wird per se von Männern dominiert, insofern diese sich – wie bereits angedeutet – länger auf ihm tummeln und auf eine grössere Auswahl von Frauen zurückgreifen können. Zumindest ein Teil dieser Frauen entspricht den gewünschten Merkmalen – auch aufgrund der langen Wartezeiten – irgendwann nicht mehr, und so geraten sie ins Hintertreffen.

**Geraten Angebot und Nachfrage nicht auch deshalb durcheinander, weil Frauen tendenziell noch immer nach einem Partner mit einem höheren Status suchen, der sie zumindest theoretisch finanziell für die Zukunft absichert?**

Das ist mit ein Grund und hat zur Folge, dass die erfolgreichen Männer im Vorteil sind und sich zu emotionalen Kapitalisten entwickeln. Sie nutzen – weil sie es können – ihre privilegierte Situation aus.

**In diesem Spiel wird die Sexualität allerdings von beiden Geschlechtern als Status eingesetzt.**

Durchaus. Aber Frauen und Männer gehen anders an die Sache ran. Weil moderne Männer für ihr wirtschaftliches Überleben unmittelbar vom Markt als von einer Ehe abhängen, weil sie nicht – oder nur in geringem Mass – durch das Gebot der romantischen Anerkennung gebunden sind, weil sie ihre Autonomie unter Beweis stellen wollen, neigen sie zu einer kumulativen und distanzierten Form der Sexualität. Frauen sind hingegen aus verschiedenen Gründen in widersprüchlichen Strategien von Anhänglichkeit und Distanzierung gefangen. Attraktivität und sexuelles Kapital werden von beiden Geschlechtern eingesetzt, um soziale Geltung zu erlangen. Sie sind somit entscheidend für Anerkennungsprozesse, aber auch eine Gefahr für das eigene Selbstwertgefühl, wenn man auf diesem Feld nicht oder ungenügend reüssiert. Das Liebesleid ist für manche also programmiert.

**Ehre und Leidenschaft führten in der Vergangenheit dazu, dass Männer sich duellierten und Frauen aus Liebeskummer Selbstmord begingen. Dabei ging es um grosse Emotionen und um Verhaltensweisen, die im 19. Jahrhundert geduldet waren. Wie würde Madame Bovary ihren Liebeskummer heute verarbeiten?**

Sie würde sich mit ihren Freundinnen zu einer Runde Prosecco treffen, wobei man gemeinsam zum Schluss käme, dass Rodolphe Boulanger ein nichtsnutziger

Schlappschwanz sei, der ihre Liebe überhaupt nicht verdiene. Eine ganze Batterie von Experten, Paartherapeuten, Scheidungsanwälten und Schlichtungsexperten würde ihr ebenfalls zu Hilfe eilen. Sie würde eine Menge Zeit darauf verwenden, über alles nachzudenken und über ihren Schmerz zu sprechen, und schliesslich käme sie vielleicht über die bittere Enttäuschung hinweg. Im heutigen psychologischen Verständnis wäre Boulanger ein Mann mit einer narzisstischen Persönlichkeitsstörung, die irgendwo in der Kindheit verwurzelt sein muss. Rodolphe als moderner Mann unserer

---

**«Der wichtigste Grundsatz lautet: Es ist falsch, jemanden zu lieben, der einen nicht ebenfalls liebt.»**

---

Zeit würde Emmas extremes Leiden seinerseits als manisch-depressiv diagnostizieren und sich somit aus der persönlichen Verantwortung stehlen.

**Sie lassen wirklich kein gutes Haar an der Psychotherapie?**

Doch, im partnerschaftlichen Problembe- reich, wenn es also darum geht, eine Beziehungskrise anzugehen, liefert sie nützliche Hilfstechniken, die nicht zwangsläufig davon ausgehen, dass das romantische Elend immer hausgemacht ist.

**Sie schreiben in Ihrem neusten Buch: «Wenn wir lieben oder schmollen, dann befinden wir uns in einer Situation, die wir nicht selbst gemacht haben.» Sind wir so unwissend, wenn es um unsere amourösen Gefühle geht?**

Gewissermassen schon, vielmehr spiegeln Emotionen wie Wut und Eifersucht unsere jeweilige Auffassung darüber, was Würde und Liebe sein sollen. Sich verändernde

Normen und Wertvorstellungen geben uns einen Sinn für das, was wir als gut oder böse wahrnehmen, und dementsprechend reagieren wir unfrei, wenn es um unsere Gefühle geht. Bei der Analyse zeitgenössischer Beziehungsprobleme zeichnet sich, dass diese also weniger in einer dysfunktionalen Kindheit oder mangelnden seelischer Selbsterkenntnis als in einem Bündel sozialer und kultureller Spannungen und Widersprüche wurzeln, die das moderne Selbst und seine Identität strukturieren.

**So oder so: Müssen wir am romantischen Liebesideal nicht zwangsläufig scheitern?**

Vielleicht, aber es geht nicht darum, sich von diesem Ideal zu befreien. Der Punkt ist, dass wir begreifen, wieso es so schwierig und vielleicht sogar unmöglich ist, dieses Ideal zu erreichen.

**Sie plädieren für mehr Leidenschaft in der Liebe. Andere Experten plädieren für das Gegenteil, für mehr Vernunft und Realismus. Was antworten Sie darauf?**

Die Leidenschaft darf nicht von der Vernunft getrennt sein, und der wichtigste Grundsatz lautet in diesem Zusammenhang: Es ist falsch, jemanden zu lieben, der einen nicht ebenfalls liebt.

**Möchten Sie den Frauen einen Ratschlag geben?**

Gerne, und zwar: Macht den Kinderwunsch nicht von der romantischen Liebe abhängig. Bekommt die Kinder allein, oder zieht sie in einer Gemeinschaft mit anderen Frauen auf. Das ist ein wenig radikal, ich weiss. Trotzdem könnte die Trennung von Elternschaft und sexuell-romantischen Beziehungen ein Zukunftsmodell sein, in dem die grosse Liebe Platz hat.

**Eva Illouz:** Warum Liebe weh tut. Suhrkamp, 2011. 467 S., Fr. 35.50

# Anders, als Sie denken.

Mehr Durchblick, mehr Recherche,  
mehr Vielfalt.

Bestellen Sie jetzt ein Probe-Abonnement  
à 10 Ausgaben für nur Fr. 40.–.  
Telefon: 043 444 57 01,  
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch,  
oder unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo).

**DIE WELTWOCH**



## Schwindelgefühle

Von Daniele Muscionico

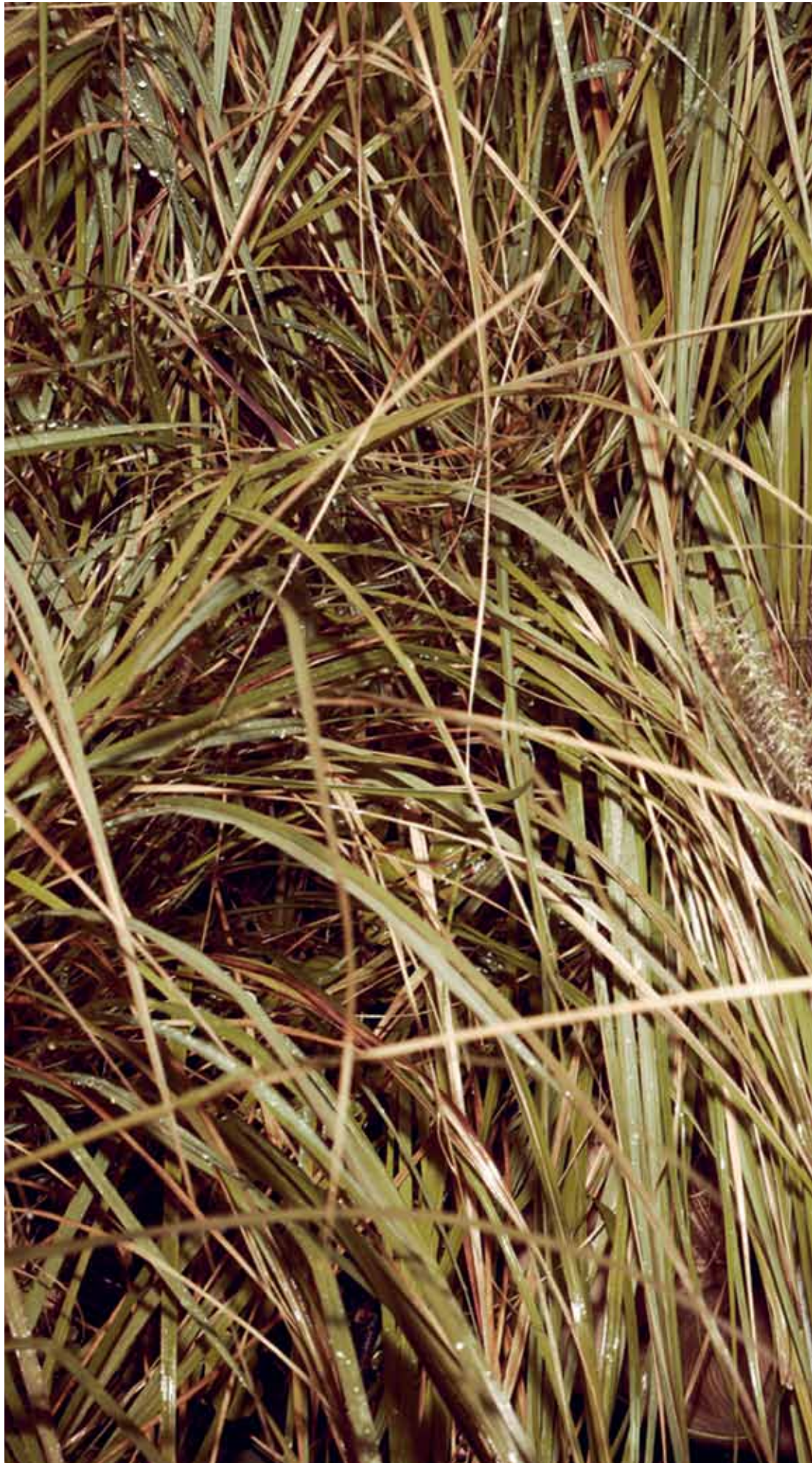
**N**och 21 Mal küssen, dann ist Frühling. Oder 20 Mal, 19 Mal, 18 Mal, je nachdem, wann sie diesen Artikel lesen. Womöglich dürfen Sie sich das Küssen ohnehin sparen, denn Sie werden ob der politischen Lektionen, die man Ihnen vorher erteilt hat, an diesem Teil des Heftes längst schlafen. Und im Traum auf der Flucht sein vor Grippe-Flugzeugen. Oder vor Udo Jürgens, der Sie nötigt, teuren griechischen Wein mit ihm zu trinken.

Wenn es mit rechten Dingen zu- und hergeht, beginnt am 21. März der Frühling. Es gibt bis dato keine politische Partei, die dagegen das Referendum ergriffen hätte. Doch erstaunen würde es nicht, wenn sich das änderte, wenn auch der Frühlingszeit irgendwann Ähnliches blühte wie der Sommerzeit. Wenn dem Hauseigentümerverband plötzlich ein Licht aufginge und er räsonierte, den Frühling vorzuverschieben auf den 1.1. Um Heizkosten zu sparen.

Ein anderer gefühlter Schwindel ist ja nun aufgefliegen. Es ist die Sache mit den Hormonen. Es ist erwiesen: Hormone trödeln im Frühling genauso durch die Gegend wie im Winter, Sommer, Herbst. Da es keine richtige Kälte und keine richtige Dunkelheit mehr gibt, meinen Wissenschaftler, sei für unsere Hormone immer Frühling. Oder Packeis, je nach Lebenslage. Hormon-Experten sind der Ansicht, dass man echte Frühlingsgefühle bestenfalls noch bei Eskimos ausmachen kann. Nicht bei jenen freilich, die sich im Supermarkt von Nuuk von Nestlé-Eis ernähren; sondern bei waschechten Eskimos, am besten bei solchen aus Ittoqqortoormiit, die ihren Wal noch von Hand harpunieren. Sofern das kein Märchen von Greenpeace ist.

Um das Thema nicht aus den Augen zu verlieren: Küssen Eskimos mit der Nase? Haben sie tatsächlich hundert Wörter für Schnee? Ist der Eisbär Linkshänder? Für Quiznasen: Als Antwort gilt zweimal nein und einmal ja.

Dass die Liebenden von Sven Jacobsen hier nicht ihren Frühlingsgefühlen erliegen, dieser Irrtum wäre also aufgeklärt. Kommt dazu, dass das Bild an einem Herbsttag aufgenommen wurde, Farbe und Struktur des Grases lügen nicht. Kein Frühlingsbild also, und doch. Das Liebespärrchen des Deutschen hat hier mit Grund einen Auftritt. Jacobsens Fotos sind warm, emotional und zeitlos – und lebenswürdig unmodisch wie ein Kuss. «Back to Mama» heisst sein neuestes Buch. Es geht um die kleinen Dinge im Leben, sie Glück zu nennen, wäre schon zu gross.



Sven Jacobsen: Back to Mama. Kehrler, Heidelberg.

Liebenswürdig unmodisch wie ein Kuss: Fotografie von Sven Jacobsen.



## Belletristik

- 1 (1) **Jussi Adler-Olsen:** Das Alphabetahaus (DTV)
- 2 (3) **Daniel Glattauer:** Ewig Dein (Deuticke)
- 3 (2) **Milena Moser:** Montagmenschen (Nagel & Kimche)
- 4 (5) **Jonas Jonasson:** Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand (Carl's Books)
- 5 (4) **Paulo Coelho:** Aleph (Diogenes)
- 6 (6) **Catalin D. Florescu:** Jacob beschliesst zu lieben (C. H. Beck)
- 7 (-) **Lukas Hartmann:** Räuberleben (Diogenes)
- 8 (7) **Jussi Adler-Olsen:** Erlösung (DTV)
- 9 (-) **Javier Marias:** Die sterblich Verliebten (Fischer)
- 10 (9) **Christian Kracht:** Imperium (Kiepenheuer & Witsch)

## Sachbücher

- 1 (3) **Pierre Dukan:** Die Dukan-Diät (Gräfe und Unzer)
- 2 (1) **Walter Wittmann:** Superkrise (Orell Füssli)
- 3 (-) **David Rock:** Brain at Work (Campus)
- 4 (5) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klaren Denkens (Hanser)
- 5 (2) **Tomas Sedlacek:** Die Ökonomie von Gut und Böse (Hanser)
- 6 (4) **Peter von Matt:** Das Kalb vor der Gotthardpost (Hanser)
- 7 (6) **Barney Stinson, Matt Kuhn:** Das Playbook (Riva)
- 8 (7) **Barney Stinson, Matt Kuhn:** Der Bro Code (Riva)
- 9 (-) **Inès de la Fressange; Sophie Gachet:** Pariser Chic. Der Style-Guide (Knesebeck)
- 10 (9) **Walter Isaacson:** Steve Jobs (Bertelsmann)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Media Control

## Apropos: Marthaler in der Oper

Als Direktor des Zürcher Schauspielhauses hatte sich Christoph Marthaler mit dem Zürcher Establishment angelegt. Unterstützung erhielt er von der freien Szene: Um sich zu bedanken, inszenierte er drei Jahre nach seinem Abgang in der Roten Fabrik ein viel beklatschtes Stück. Auch Marthaler fand Gefallen am Ausflug ins Zentrum der Zürcher Alternativkultur und versprach: Er werde wiederkommen. Bis heute hat er sein Versprechen nicht eingelöst – stattdessen realisiert er nächstes Jahr ein Projekt am Opernhaus. Dies ist für beide Seiten lohnend: Marthaler kann mit einer sechsstelligen Gage rechnen, und der neue Opernhausdirektor Andreas Homoki setzt mit Marthaler ein klares Zeichen für eine Neuausrichtung. Dass die Marthalerästhetik viel besser in ein graffitiverschmiertes Kulturzentrum als in ein glitzerndes Opernhaus passt, wird dabei ignoriert. (rb)

## Hollywood

# Das Preis-Rätsel

Für «The Iron Lady» erhielt Meryl Streep am Sonntag ihren dritten Oscar. Erstaunlicherweise ist Hollywoods meistgeehrter Star dennoch kein Publikumsliebling. Von Beatrice Schlag

Als ihr Name am letzten Sonntag aufgerufen wurde, schien Meryl Streep glaubwürdig schockiert. Fast alle Kritiker hatten auf einen Oscar für Viola Davis getippt, die schwarze Hauptdarstellerin von «The Help». «Als ich meinen Namen hörte», sagte sie in ihrer Ansprache, «hatte ich das Gefühl, ich höre halb Amerika stöhnen: «Oh nein, nicht schon wieder die.»»

Sie war öfter als jede andere Schauspielerin im Rennen gewesen. Vor dreissig Jahren gewann sie für «Sophie's Choice» ihren letzten Oscar. Seither hatte die Academy sie unzählige Male nominiert. Und man war sich einig, dass sie sehr sehr viel öfter gewonnen hätte, wenn die ewig gleiche Siegerin den Einschaltquoten nicht geschadet hätte.

Dass Meryl Streep im Februar vor dem Oscar für ihre Rolle als Margaret Thatcher in «The Iron Lady» bereits den britischen Bafta-Award erhielt, war eine Überraschung. Natürlich war die Schauspielerin für ihre berührende Darstellung der dementen Premierministerin im Ruhestand von den Briten genauso gepriesen worden wie überall. Aber der Film selber hatte in Grossbritannien verständlicherweise mehr enttäuscht als anderswo. Von der Eisernen Lady, die das Land mehr als jeder andere Premier spaltete, hätte man gern mehr gesehen als ihre subjektiven Rückblenden auf ihre Karriere und ihre nach dem Tod von Ehemann Denis zunehmende Verwirrtheit.

Die Schauspielerin ist anderer Meinung. «Das Kühnste, was wir in diesem Film taten», sagt sie, «war, uns die Frau, die von vielen für ein Monstrum gehalten wird, als menschliches Wesen vorzustellen. Es ist die Aufgabe von Künstlern zu fragen: «Was macht die Zeit mit uns? Werden wir härter werden mit dem Alter oder gelassener?»»

### Die Frau mit dem nervösen Lächeln

Meryl Streep wird in diesem Jahr 63. Filmfans sahen sie zum ersten Mal 1978 in Michael Ciminos grossartigem Vietnam-Film «The Deer Hunter». Ihre Rolle als Soldatenbraut Linda war klein, leise, unglamourös – und unvergesslich. Niemandem war es ein Rätsel, dass sich im Film gleich zwei der männlichen Hauptdarsteller, Christopher Walken und Robert De Niro, in die schüchterne und nicht konventionell schöne Frau mit dem nervösen Lächeln verlieben. Im richtigen Leben war die damals 29-Jährige seit Jahren mit John Cazale

liert, der im Film eine Nebenrolle spielt. Cazale starb im gleichen Jahr, als der Film in die Kinos kam, an Knochenkrebs. Meryl Streep sprach nie öffentlich über seinen Tod. Genauso wenig, wie sie heute etwas über ihr Privatleben preisgibt.

### Phänomenale Karriere-Bilanz

Linda war Streeps zweite Filmrolle. Davor hatte die am renommierten Vassar College und in Yale ausgebildete Tochter eines Managers und einer Werbegrafikerin aus New Jersey bereits mit Erfolg mehrere Jahre als Theater- und TV-Schauspielerin in New York gearbeitet. Für «The Deer Hunter», einen mehrfach preisgekrönten Kassenerfolg, wurde sie auf Anhieb für einen Oscar als beste Nebendarstellerin nominiert. Ein Jahr später wurden sie und Dustin Hoffman beide mit einem Oscar ausgezeichnet: Der Kampf ums Sorgerecht für den gemeinsamen Sohn der Ex-Eheleute Joanna und Ted in Robert Bentons «Kramer vs. Kramer» begeisterte Millionen von Kinogängern. Erstmals war es in einem Hollywoodfilm über Scheidung dem Publikum überlassen, Partei zu ergreifen oder beide Ex-Partner gleichermaßen zu verstehen. Hoffman bezeichnete seine Partnerin wenig charmant als «bis zur Besessenheit hart arbeitende Schauspielerin. Ich glaube, sie denkt über nichts als Arbeit nach.»

Das unterscheidet sie nicht von den meisten Schauspielern. Abgesehen davon, dass Streep, inzwischen mit dem Bildhauer Don Gummer verheiratet, 1979 erstmals Mutter wurde und vermutlich auch anderes im Kopf hatte. Aber hätte je ein männlicher Kollege von Marilyn Monroe Ähnliches gesagt, obwohl sie sich bekanntlich obsessiv mit Filmrollen abquälte?

Das ist das Überraschende und für manche schwer Verständliche am Phänomen Streep: Die Frau, die mit siebzehn Oscar-Nominierungen unbestritten als beste lebende Schauspielerin gilt, ist für viele Zuschauer keine Königin der Herzen. Zu wenig sexy, zu wenig leichtfüssig, zu neurotisch, zu selten ausgelassen, sagen viele, vor allem Männer. Wo sehen sie hin? 44 Filme hat Meryl Streep inzwischen gedreht. Viele waren ausserordentlich gut, manche etwas schräg, einige nicht besonders gelungen. Grottenschlecht waren eigentlich nur «She-Devil» (1989) und «Death Becomes Her» (1992), ihre ersten und furchtbar misslungenen Versuche, im komischen Fach Fuss zu fassen.

Das ist eine phänomenale Karriere-Bilanz. Warum rennen die Leute nicht ins Kino, wenn



«Oh nein, nicht schon wieder die»: Schauspielerin Streep am Sonntag an der Oscar-Verleihung in Los Angeles.

ein neuer Streep-Film anläuft? Tröstliche Tatsache für ihre Bewunderer: Sie zahlen immer häufiger Eintritt, je älter Meryl Streep wird. Gegen die Einspielergebnisse von «The Devil Wears Prada» (2006) und «Mamma Mia» (2008) muten frühere Erfolge wie «Sophie's Choice» oder «Silkwood» wie Kirchenkollekten an.

«Mit vierzig», schrieb der renommierte Kritiker David Thomson, «galt sie nicht nur als talentierteste, sondern auch als herausragendste Filmschauspielerin. Manchmal liebt das Publikum die Herausragenden nicht. Sie galt nie als bewunderte Schönheit, sie wurde meist mit ernsten bis tragischen Stoffen in Verbindung gebracht. Das ist nicht, was bei den Leuten Magie erzeugt.» Pauline Kael, bis 1991 Kritikerin des *New Yorker* und damals unangefochtener Star ihrer Zunft, sagte es unverblümt: «Streep spielt nur vom Hals an aufwärts. Das könnte erklären, warum ihre Filmheldinnen keine vollständigen Figuren sind. Wenn sie nur mehr kichern und weniger leiden würde.»

Den Mut und die Gelegenheit, mehr als kopflastig anmutende Meisterhaftigkeit auf der Leinwand zu zeigen, gab ihr der Regisseur und Schauspieler, den man mit der Yale-Absolventin Streep am wenigsten in Verbindung

bringen würde: Clint Eastwood. Er war interessiert, Robert Wallers Millionen-Bestseller «The Bridges of Madison County», als Buch ein ziemlich unsäglicher Schmachtfetzen, nicht nur zu verfilmen, sondern auch die männliche Hauptrolle des Berufsfotografen zu spielen. Es würde eine Rolle sein, in der man ihn noch nie gesehen hatte: als romantischen Liebhaber.

Für die Rolle der verheirateten Frau, die sich ebenso rückhaltlos in ihn verliebt wie er sich in sie, hatte Eastwood eine einzige Wunschpartnerin: Meryl Streep. Die beiden kannten sich nicht. Männliche Eastwood-Fans krümmten sich vor Peinlichkeit beim Gedanken, «Dirty Harry» in einem Liebesfilm für graue Panther zu sehen. Die, die von ihren Frauen 1995 trotzdem überredet werden konnten, sich den Film anzusehen, waren von Meryl Streep mindestens so überrascht wie von Eastwood. So viel Chemie zwischen Mann und Frau auf der Leinwand war selten mit anzusehen.

Sieben Jahre und sieben wenig beachtete Filme später war 2002 in der viel zu erfolglosen Groteske «Adaptation» zu sehen, wie leicht die Schauspielerin Meryl Streep inzwischen auftrat. Und wie unangestrengt komisch sie sein kann. Ihr Filmliebhaber ist ein Orchi-

deensammler mit ausgeschlagenen Vorderzähnen, gespielt von Chris Cooper, seinerseits in Hollywood hochverehrt. «Sie half mir sehr, bei den Dreharbeiten lockerer zu werden», sagte Cooper, «sie hat diese Mischung aus grosser Konzentration und grosser Entspannung.»

Spätestens mit ihrer Rolle als *Vogue*-Chefin Anna Wintour alias Miranda Priestly in «The Devil Wears Prada» wurde Meryl Streep, was Hollywood bisher nicht kannte: eine Schauspielerin über fünfzig, die in komischen Rollen Rekorderinnahmen garantiert. «The Devil Wears Prada» spielte weltweit über 400 Millionen Dollar ein, das Abba-Musical «Mamma Mia!» über 600 Millionen. Zu Letzterem ist allerdings zu sagen, dass die Verfilmung zu einem Sound, der die halbe Welt fröhlich macht, vermutlich auch mit jemand Unbekanntem in der Hauptrolle ein Vermögen eingespielt hätte. Und dass eine übermütig hüpfende Sechzigjährige in Latzhosen auf der Leinwand auch dann nur ein begrenztes Vergnügen ist, wenn sie Meryl Streep heisst.

Als «Iron Lady» ist die inzwischen von Kopf bis Fuss beste Schauspielerin der Welt zwar nur selten kicherig. Aber sehr viel spannender.

The Iron Lady: ab dieser Woche im Kino

# Einlullen und forttragen

Schillernd, polemisch, geistreich: Der 82-jährige Schriftsteller Paul Nizon gehört zu den bedeutendsten Schweizer Autoren seiner Generation und sollte endlich als das erkannt werden.

Von Pia Reinacher

Ja, der 82-jährige Schweizer Schriftsteller Paul Nizon verfügt auch heute noch über die Bonität eines *enfant terrible* der Schweizer Literatur. Die Reihe seiner Vergehen ist lang – und es handelt sich keineswegs nur um lässliche Sünden! Ihre Aufzählung hat schon manchen aufrechten Literaturredaktor in wohligen moralischen Schauer versetzt: Er ist ein Egomane, schreibt seit je an der Krücke seines Narzissmus, heroisiert sein Schreibleben, findet dazu neustens sogar so überreizte Metaphern wie «handschellengeeintes Zusammengehen von Leben und Schreiben». Dann überschätzt er Paris, vermutet in seinem eben erschienenen Buch «Urkundenfälschung. Journal 2000–2010» sogar hinter den «beleuchteten Wohnungsfenster der so schönen pariserischen Bürgerhäuser» ein besseres Leben «in gegenseitiger Achtung und Liebe», ach!, obwohl er nach drei eigenen Scheidungen wissen müsste, dass auch hier nur Heuchelei und Doppelmoral herrscht.

Erschwerend kommt noch dazu, dass er sein legendäres Flaneurium mythisiert, sich dabei

## Paul Nizon überschätzt Paris und sein Frauenverbrauch ist legendär.

an klischierten Mustern Beaudelaires vergreift und sich bis zum heutigen Tag zum ausgestossenen, aristokratischen Exilanten stilisiert.

Als Nebensünden-Schauplatz, der aber keineswegs zu vernachlässigen ist, fügt sich hinzu, dass er sich oft unterschätzt fühlt und im Grunde seines Herzens bis heute darunter leidet, dass sein Verleger Siegfried Unseld ihn nicht auf der gleichen Stufe mit Thomas Bernhard sah. Zu alledem kommt verschärfend eine geradezu deliziose, dekadente Steigerung der Verworfenheit: Sein Frauenverbrauch ist legendär. Er soll sogar schon einmal – so besagt die gerne hinter vorgehaltener Hand kolportierte Anekdote – mitten aus einer Fernsehaufnahme in Paris weggelaufen sein, dem Regisseur zurendend: «Kann ich jetzt endlich wieder *figgen* gehen.»

### Zum Generalverriss gebündelt

Prominent vorgerechnet wurden dem Schriftsteller diese Makel jüngst wieder in einer Rezension der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, die anlässlich der Herausgabe von Paul Nizons neuen Tagebüchern «Urkundenfälschung. Journal 2000–2010» zu einem spannenden zeitgenössischen Abziehbild zusammen.

Sein Buch ist welthaltig und privat zugleich, entlarvend und selbstentlarvend, nachdenklich und nachsichtig. Und es ist eine Lektüre, von der man sich gerne einlullen und forttragen lässt.

schung. Journal 2000–2010» erschien. Mit akribischer Akkuratess fischt der Rezensent alle längst bekannten Klischees zu diesem Schriftsteller aus dem Text und bündelt sie günstig zu einem Generalverriss. Gewiss, seine Vorwürfe lassen sich nicht bestreiten, es sei denn mit dem schüchtern vorgebrachten Argument, dass hier ein Rezensent genau das gefunden hat, was er schon vorher wusste und finden wollte. Eine Art literaturkritischer Selbsterfüllungsakt – schön formuliert entlang der kursierenden Gerüchte über Paul Nizon. Oder sollte man eher von einer Literaturszenen-Wunscherfüllungsprojektion sprechen? Eine Art virtuoser Reduktionsakt ist es auf jeden Fall.

Denn neben dem, was man finden wollte, gäbe es in diesem 375 Seiten starken Buch auch noch anderes zu beschreiben. Die Sprache Paul Nizons, mit der er es auch heute noch – und natürlich nicht mehr ganz auf dem Höhepunkt seiner Kunst – mit anderen Schriftstellern bestens aufnehmen kann. Vergleicht man den Bau seiner Sätze, ihren Klang, ihre Melodie, ihre Vielgestaltigkeit, ihre Farbigkeit und den Erfindungsreichtum ihrer Konstruktion mit jenen anderer deutschsprachiger Autoren, schwingt er noch immer obenaus.

In seinem Tagebuch «Die Zettel des Kuriers. Journal 1990–1999» schreibt Nizon, dass er beim Schreiben all seiner Bücher immer musikalische Strukturen und Ausdrucksweisen im Ohr habe. Er arbeite mit Tonarten, Tempi, Melodien, mit Auftakten, Ober- und Untertönen, mit Stimmen, Haupt- und Nebentimmen. Wohl wahr. Am furiossten gelang ihm diese Technik in seinem Frühwerk, in «Canto» (1963), in «Stolz» (1975), aber auch in späteren Romanen wie «Das Jahr der Liebe» (1981) oder «Im Bauch des Wals» (1989). Aber seine Sprachmacht ist auch heute noch überzeugend. Dass er sich einer artifiziellen, artistischen Sprache bedient, ist eine Qualität – auch wenn sie ab und zu vor übersteigerten Metaphern nicht haltmacht und gewissen selbstverliebten Formulierungen nicht abhold ist. Paul Nizons neue Collage aus Erinnerungen, historischen Reflexionen, weltpolitischen Kommentaren, Betrachtungen des eigenen Innern, Gedankensplittern und Alltagsbeobachtungen fügt sich in «Urkundenfälschung. Journal 2000–2010» zu einem spannenden zeitgenössischen Abziehbild zusammen. Sein Buch ist welthaltig und privat zugleich,

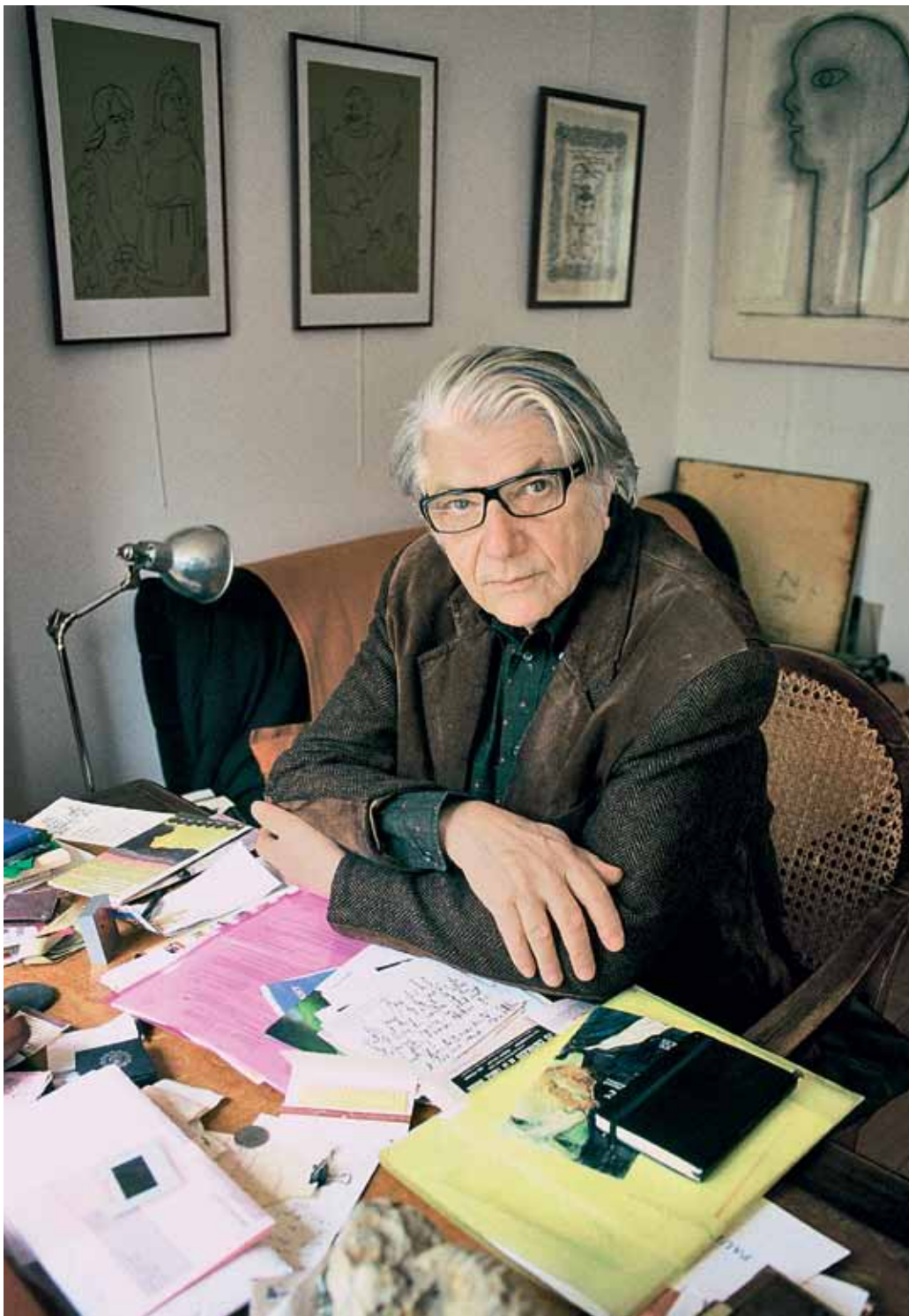
entlarvend und selbstentlarvend, nachdenklich und nachsichtig. Und es ist eine Lektüre, von der man sich gerne einlullen und forttragen lässt.

Zurück zu den Vorurteilen. Sie wurzeln in der kleinen Schweiz, in den viel zu engen gesellschaftlichen Verhältnissen und Verfilzungen sowie im kleinkarierten Urteil, mit dem man hierzulande Figuren begegnet, die sich den Erwartungen der «Stützen der Gesellschaft» nicht anpassen, sich den Platzhirschen nicht beugen und – im Falle von Paul Nizon – sie sogar noch boshaft, intelligent, entlarvend, geistreich, brillant und übermütig karikieren. Aus dieser Optik ist Paul Nizon natürlich ein Gotteslästerer. Ein kapitaler Sündenfall war, wie er 1994 im Essay «Das Auge des Kuriers» die helvetische Kritikerszene in die Pfanne haute.

### Tradition der Kritikerbeschimpfung

Er nannte Kritiker Textabklopfer, Beleuchtungstechniker, gestrenge Anwälte eines fürchterlichen Besserwissers, Vorkauer, Wiederkauer. Dann ging er zur Zentralattacke über: «An der ZZZ wirkt eine Dame, welcher der Ruf einer sagenhaften Dummheit wie ein Herold vorausseilt und wie ein folgsames Hündchen nachtrippelt. Behaupte ich höflich.» Das war dann doch zu viel. Natürlich glaubte jeder, in dieser Kritikerin Beatrice von Matt zu erkennen, die damalige Literaturchefin der NZZ. Gewiss, Kritiker sind auch nur Menschen und reagieren verletzt auf solche Angriffe. Das ist nachvollziehbar. Nur vergisst man dabei, dass Würde Bürde ist. Wer ein Macht- und Meinungsmonopol besitzt und dieses auch für seinen Einfluss nutzt, exponiert sich und muss mit Anfeindungen rechnen. Kritikerbeschimpfung hat übrigens eine grosse Tradition. Der grosse Schweizer Schriftsteller Robert Walser etwa verhunzte seinen Widersacher in der NZZ, den legendären Eduard Korrodi, nicht nur als Korrodibus, Korrodéli, Krokus, sondern machte sich gerne auch über «diesen Herrn Korrodi oder Krokodilödeli der *Neuen Höseli-* oder *Zürcher Zeitung*» lustig.

Nun verfügen Schriftsteller und Künstler naturgemäss nicht über das pflegeleichte Temperament von Primarlehrern, Steuerbeamten oder Nonnen. Provokation, Grenzüberschreitung und Tabuverletzung gehören zu ihrer handwerklichen Ausstattung. Man sollte dies grosszügig quittieren. Im Fall von



Heute weiss kaum einer mehr, was der Ursündenfall war: Autor Nizon.

Paul Nizon hat man ihm die Kühnheit nicht verziehen. In der Schweiz war sein Ansehen von da an beschädigt, er kam in den Kritiken, gerne auch in der NZZ, schlecht weg, obwohl

In der Schweiz war sein Ansehen von da an beschädigt, er kam in den Kritiken schlecht weg.

heute kaum noch jemand weiss, was der Ursündenfall war. Es war im Übrigen nicht die einzige Provokation. Der nach Paris «exilierte» Schriftsteller hielt sich mit Angriffen gegen die Schweiz nie zurück und war auch

nicht immer gerecht. Das ändert nichts an der Tatsache, dass er einer der bedeutendsten Schweizer Schriftsteller ist – mit einem umfangreichen, welthaltigen, intelligenten Werk, das im Ausland mehrfach wichtige Auszeichnungen erhielt. Man sollte endlich mit dem Unsinn aufhören, ihm mit den immer neu aufgewärmten, luftdicht abgepackten Vorurteilen zu begegnen und damit seine Bedeutung zu schmälern.

Paul Nizon: Urkundenfälschung – Journal 2000–2010, Suhrkamp, 375 Seiten, Fr. 35.50.

## Jazz

# Friedhof der verkannten Genies

Von Peter Rüedi

Dies ist ein Tipp für Insider und unter denen auch nur für die, welche sich auf dem Friedhof der verkannten Genies für die schiefen Grabsteine interessieren, auf denen die Schrift kaum mehr zu lesen ist. Das ist das Verdienst der vielen in den Randzonen des Urheberrechts operierenden Kleinstlabels: dass sie uns noch ein paar Wege zu diesen moosbedeckten Mahnmalen weisen. Der Tenorist Charlie Rouse, als Partner des grossen Monk immerhin zu einigem Ansehen gelangt, erlag 1988 einem Lungenkrebs. Der Waldhornist Julius Watkins starb 1977 im Alter von 55, am schnellen Leben. *He played the blues and paid his dues*. Zwischen 1956 und 1959 unterhielten die beiden mit dem auch nicht in die Hall of Fame eingegangenen Pianisten Gildo Mahones (einem Stilisten mit dem Touch eines Hank Jones) eine Formation, die sich den etwas parfümierten Namen The Jazz Modes gab. Das war eine Anspielung auf Watkins' im Jazz seltenes Instrument (*French horn*). Es ist für Improvisatoren schwer zu meistern. Kam aber einer mit dem spitzmündigen Ansatz zurecht und überhaupt mit der Doppelnatur des Instruments (das Horn hat eine brachiale Seite und eine jenseitig serene), ist es zu Ungeahntem fähig.

Watkins war lange der Einzige, der ihm zu einer Jazzstimme verhalf. Natürlich war auch er gefragt, wenn es um den Horn-Sound in grossen Orchestern ging. Aber wie keiner blies er auf dem tückischen Horn den Blues, mächtig in den tiefen Lagen, flatternd in den hohen, und in den höchsten sublimiert ins Unsagbare. Zu den Jazz Modes gehörte zeitweise auch die Sopranistin Eileen Gilbert. Im Viertel der Stücke, in denen die (technisch makellos) singende Nervensäge auftaucht, ergreifen wir die Flucht. Der Rest ist grossartig: kultivierter Hard Bop, was ja ein Widerspruch in sich scheint (aber auch bei Art Farmers und Benny Golsons Jazztet keiner ist). Die paar Blues-Soli von Watkins (eines für alle: «Blues Modes») übersteigen die Kategorie des historisch «Interessanten» bei weitem. Da sträubt sich uns das Nackenhaar und entfährt uns ein lang anhaltendes «Yeaaaahhh...»



Charlie Rouse und Julius Watkins: The Complete Jazz Modes Sessions. 3 CDs. Solar Records 4569911



## Top 10

### Knorrs Liste

1	Hugo	★★★★★
	Regie: Martin Scorsese	
2	The Descendants	★★★★☆
	Regie: Alexander Payne	
3	Intouchables	★★★★☆
	Regie: O. Nakache / E. Toledano	
4	Headhunters	★★★★☆
	Regie: Morten Tyldum	
5	Extremely Loud & Incredibly Close	★★★★☆
	Regie: Stephen Daldry	
6	The Girl with the Dragon Tattoo	★★★★☆
	Regie: David Fincher	
7	Tinker, Tailor, Soldier, Spy	★★★★☆
	Regie: Tomas Alfredson	
8	War Horse	★★★☆☆
	Regie: Steven Spielberg	
9	Young Adult	★★★☆☆
	Regie: Jason Reitman	
10	The Artist	★★★☆☆
	Regie: Michel Hazanavicius	

### Kinozuschauer

1 (1)	Intouchables	52 048
	Regie: O. Nakache / E. Toledano	
2 (-)	Safe House	18 943
	Regie: Daniel Espinosa	
3 (2)	The Vow	12 004
	Regie: Michael Sucsy	
4 (3)	Hugo (3-D)	10 720
	Regie: Martin Scorsese	
5 (4)	War Horse	8 269
	Regie: Steven Spielberg	
6 (-)	Die Wiesenberger	7 538
	Regie: Bernard Weber	
7 (-)	Ghost Rider	5 883
	Regie: Mark Neveldine	
8 (6)	The Descendants	5 533
	Regie: Alexander Payne	
9 (7)	The Artist	5 100
	Regie: Michel Hazanavicius	
10 (5)	Headhunters	5 008
	Regie: Morten Tyldum	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (-)	Die drei Musketiere (Rainbow)
2 (2)	Johnny English (Universal)
3 (5)	Wie ausgewechselt (Universal)
4 (3)	Crazy Stupid Love (Warner)
5 (4)	Colombiana (Rainbow)
6 (-)	Trespass (Ascot Elite)
7 (7)	The Double (Impuls)
8 (6)	Mein cooler Onkel Charlie (Warner)
9 (8)	Kill the Boss (Warner)
10 (9)	Cowboys & Aliens (Rainbow)

Quelle: Media Control



Tödliche Pfeile: Eva (Tilda Swinton), Gatte (John C. Reilly).

### Kino

## Kevin nicht allein zu Haus

In «We Need to Talk About Kevin» muss eine Mutter durchs Fegefeuer, weil ihr Sohn Amok lief. Ein gewagtes filmisches Experiment. Von Wolfram Knorr

Das Böse sei «kahl und gehaltlos», behauptete Hochleistungsdenker Hegel, deshalb dürfe es kein Objekt der Kunst werden. Heute würde er die Flucht ergreifen angesichts der Bösen-Flut in Literatur und Film. Und das meiste ist auch weit davon entfernt, Kunst zu sein. Aber ab und zu sind Ehrgeiz und Wille vorhanden. Zum Beispiel bei der britischen Regisseurin Lynne Ramsay («Ratcatcher»), aus dem Bestseller «We Need to Talk About Kevin» von Lionel Shriver einen Film mit Anspruch zu machen. Der Roman ist eine harte Nuss; es geht um die Schuldgefühle einer Mutter, deren Filius Kevin an der Highschool Amok lief. In Briefen an ihren Mann versucht sie die Ursache für das Blutbad zu finden. Wie aber verfilmt man einen Briefroman, noch dazu einen solchen?

Ramsay und Co-Autor Rory Kinnear fanden in einem vertrackten Rückblenden-Puzzle, einem Irrgarten der Gefühle, eine Lösung. Das Grauen lauert hier in der geschundenen Seele von Eva (Tilda Swinton), der Mutter des missratenen Knaben; es lauert in den Verletzungen der Vergangenheit, die beharrlich die Gegenwart überschatten. Eva lebt alleine, eine Ausgestossene. Ihr schäbiges Haus und ihr Auto werden mit roter Farbe bekleckert, auf der Strasse wird sie von einer Frau unvermittelt geohrfeigt und an ihrem Arbeitsplatz ge-

schnitten. Ein Paria, hager, knochig, trocken – als habe sie das jahrelange Leid ausgedorrt.

Schritt für Schritt wird die Vergangenheit, immer aus Evas Perspektive, enthüllt. Das Leben mit ihrem Gatten (John C. Reilly) in einer supermodernen, sterilen Villa, die hohle Beziehung, ihre Schwangerschaft, die Geburt Kevins. Der Junge (grossartig von Jasper Newell und als Teenager von Ezra Miller verkörpert) erweist sich bald als Nervensäge, bockt, verweigert Spielen, Essen, Reden und macht noch in einem Alter in die Windeln, in dem jeder schon aufs Klo geht. Die Mutter bemüht sich, greift mal durch, ist mal nachsichtig; aber was immer sie macht, sie macht es verkehrt. Der Vater hält sich raus, beschränkt sich aufs Spielen zwischen kahlen Wänden, auf gewienerten Böden.

Je älter Kevin wird, umso teuflischer wird er; man möchte ihm einen Exorzisten an den Hals jagen. Er wird zum Kotzbrocken, und hier liegt die Schwäche des Films. Im Roman reflektiert Eva in den Briefen über das Familienleben und ihr mögliches Versagen, im Film reichen versteinerte Gesichter nicht aus. Immerhin: Autorin Shriver gibt nicht, wie sonst üblich, den Computerspielen die Schuld, sondern der interfamilären Beziehung. Regisseurin Ramsay hat eine originelle Entsprechung gefunden: Eva liest dem Jungen das Robin-Hood-Märchen vor, und der Vater schenkt ihm Pfeil und

Bogen. Später wird er genau mit einer tödlichen Bogen-Variante die Schüler und den Vater killen. Hegel hat nicht ganz unrecht: In «We Need to Talk About Kevin» bleibt das Böse ein wenig zu kunstvoll «kahl». ★★★☆☆

## Weitere Filmstarts

**Eine wen iig, dr Dällebach Kari** — Kein Remake von Kurt Frühs Klassiker. Kostüme, Requisiten, Ambiente und Darsteller (Hanspeter Müller-Drossaart als alter Dällebach, der wehmütig zurückblickt, und Nils Althaus als



*Dällebach Kari (Hanspeter Müller-Drossaart).*

jugendlicher, nuschelnder Kari) – alles grundsolides, professionell inszeniertes Nostalgie-Gefühlskino, wäre da nur nicht das unausgelegene Drehbuch einer halbgaren Romeo-und-Julia-Romanze. Die Irritationen beginnen schon bei der Blitz-und-Donner-Exposition: Kari wird mit Hasenscharte und schiefen Zähnen geboren, und der Arzt empfiehlt den Eltern, das Baby besser gleich zu ertränken. Hä?! Auch wenn es der Herr Doktor mit Hinterwäldlern zu tun hat, gehört er zu jener Zunft, die dem hippokratischen Eid verpflichtet ist, und Operationsmöglichkeiten gab's schon damals. Kari kompensiert sein Handicap mit Humor, Witz und Schlagfertigkeit. Das macht ja seine Originalität und seinen Zauber aus – aber wo ist hier der Dällebach-Humor, der Annemarie (Carla Juri), die hübsche Tochter des reichen

Schneiders, entzücken könnte? Fehlanzeige. Was immer Annemarie an Kari anziehend findet, bleibt pure Behauptung. Sie hat einen Freund, einen Korporations-Studenten, der mal durchs Bild huscht und am Ende – ein Höhepunkt – Annemaries zukünftiger Ehemann wird (weil's der Papa so will). Dann steht er vorm Altar rum und guckt kariert aus der Wäsche. Was sollte er auch sonst tun? Dabei hätte man mit ihm den spannenden Konflikt aufbauen müssen! So bleibt am Ende, wenn Kari in die Kirche stürmt, ein bestürzendes Frauenbild übrig: Erst will sie mit Kari nach Paris ausbüxen, dann bittet Annemarie ihn, in der Kirche, zu gehen, wenn er sie liebe (wie bitte?!). Selbst unter Berücksichtigung der Zeit, in der der Film spielt – die dreissiger Jahre (die Macht der Väter) –, ist diese Konfliktlösung dramaturgisch-psychologischer Murks. ★★★☆☆

**The Iron Lady** — Meryl Streep, an der diesjährigen Berlinale für ihr Gesamtwerk ausgezeichnet, brilliert als Margaret Thatcher in einem mittelmässigen Film (*Weltwoche* Nr. 5/12). Der Oscar war ihr sicher. ★★★☆☆



*Brillant: Thatcher (Streep).*

**Journey 2: The Mysterious Island** — Schlichte, aber nicht unsympathische Fortsetzung der «Reise zum Mittelpunkt der Erde». Simple Tricks, aber viel Ironie bei der Jules-Verne-schen Teenie-Sause. Mit Michael Caine und Dwayne «The Rock» Johnson. ★★★☆☆

## Fragen Sie Knorr

**Es gibt viele Schauspieler-Liebespaare. Beflügeln solche Paare eigentlich das Filmgeschäft? D. K., Zürich**



Nicht zwangsläufig. Handelt es sich aber um Stars, zahlen sich die Liaisons auch fürs Geschäft aus. In Hollywoods glorreicher Zeit wurden sie von Studiobossen auch regelrecht inszeniert. Legendär sind Paare wie Spencer Tracy und Katharine Hepburn, Humphrey Bogart und Lauren Bacall oder Alain Delon und Romy Schneider. Das spektakulärste

Paar waren und bleiben Richard Burton und Elizabeth Taylor. Ihre öffentlichen, selbstzerstörerischen Schlachten waren ein – wenn auch verzerrter – Spiegel der Selbstverwirklichungswelle und Emanzipation. Das momentane Promi-Paar Angelina Jolie und Brad Pitt verkörpert das genaue Gegenteil: die Beziehung als familiär cooles, umweltbewusstes, politisch korrektes Patchwork-Unternehmen.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Oscars

### Fünfmal schnarchen

Von Wolfram Knorr

Wir werden die Filmkunst und die Filmtechnik dadurch voranbringen», wurde in die Satzung der amerikanischen Filmakademie geschrieben, «dass wir zum einen den Austausch konstruktiver Ideen fördern und zum zweiten Preise für herausragende Einzelleistungen verleihen.» Das war im Jahre 1927, in der Umbruchszeit zwischen Stumm- und Tonfilm. Der stumme Fliegerfilm «Wings» wurde ausgezeichnet und «Jazz-Singer», der erste Tonfilm. Fast neunzig Jahre später, nach Farbfilm, Cinemascope, Matt-Painting, Morphing, 3-D und anderen kamera- und tricktechnischen Errungenschaften, zur 84. Oscar-Verleihung, war man wieder dort gelandet, wo es begann: beim Stummfilm.

«Konstruktive Ideen» wären da nur fehl am Platz gewesen. Aber um die macht das alljährlich zelebrierte Showbiz-Hochamt schon lange einen grossen Bogen. Seit es in der Branche kriselt, Kodak pleite ging, die Einschaltquoten der Oscar-Nächte rückläufig sind, die 3-D-Kracher auch nicht mehr das erhoffte Interesse beim jugendlichen Kernpublikum finden und sich die Produzenten selbst auf die Stars als Lichtspiel-Verlockung nicht mehr verlassen können – seit es eben kriselt an allen Ecken und Enden, schlägt sich die Branche lieber hasenfüssig in die Büsche der Nostalgie und versichert sich jener Zeit, die toll war. Früher hiess das Aufbruch, heute Duldungsstarre.

Sich einkuscheln ins Vorgestrige, statt sich für (weiss Gott kommerzielle) Filme wie «The Descendants», «Young Adult», «Shame» und andere zu interessieren, die es ja gibt und ein Interesse am Hier und Jetzt haben. «The Artist» ist schlicht und einfach eine Schrulle, ein Gag, ein Jux in einer Zeit des Lärms. Martin Scorseses «Hugo» huldigt dem französischen Pionier George Méliès wenigstens mit den Mitteln der Moderne (3-D und Computertechnik). Chancen, in den attraktiven Kategorien zu gewinnen, hatte Scorsese nicht, weil er einen Franzosen bewundert. «The Artist» dagegen spielt in Hollywood und geht vor der Traumfabrik in die Knie, und Brachial-Produzent Harvey Weinstein hat hinter den Kulissen dafür gesorgt, dass der Faxen-Film, der nur schwer an die Jugend zu vermitteln ist, mit den fünf Oscars Wirbel macht. Der Kerl mit dem Kreuzritterschwert lädt aber zunehmend zum Schnarchen ein, auch in fünffacher Ausführung.

# Patrizier adoptiert Enkel

Hauptthema in der Zürcher Gesellschaft: Harro Bodmer hat jetzt einen Sohn, der die Erbfolge sichert. *Von Hildegard Schwaninger*



*Höhere Mathematik und ein Erbprinz:* Mäzen Harro Bodmer mit Gattin Margot.

An den Tischen der feinen Gesellschaft spricht man derzeit überall darüber: Der Unternehmer und Mäzen **Harro Bodmer** hat seinen Enkel adoptiert, um die Erbfolge zu sichern. Bodmer ist einer der reichsten und angesehensten Bürger der Stadt. Er ist Vater von drei Töchtern, hat aber keinen Sohn, der seinen Namen trägt. Mit ihm würde sein Bodmer-Zweig aussterben. Der andere Bodmer-Zweig, der Rüschtliker, ist gesichert. Harro Bodmers verstorbener Cousin **Hans C. Bodmer** hat einen Sohn, **Hans C. Bodmer jun.**

Harro Bodmer, Bürger von Zürich und von Flims, adoptierte seinen ältesten Enkel. **Henry**, der Sohn von **Annina Müller Bodmer** und ihrem Mann, Reiseunternehmer **George Müller** (Cosa Travel), war immer schon der Thronfolger. Bei den Schweizer Bürgerfamilien ist die Erbfolge so wichtig wie in anderen Ländern bei der Aristokratie. Bodmers Erbprinz ist ein tüchtiger junger Mann, er studierte an der University of Richmond in Virginia. **Henry Müller** gibt es nach der Adoption nicht mehr. Auch auf Facebook heisst er jetzt **Henry Bodmer**.

Man soll es der Familie Bodmer gönnen, dass diese pragmatische Sanktion so glücklich über die Bühne ging. Die Familie nimmt ihre gesellschaftspolitische Verantwortung wahr, tut viel für die Allgemeinheit. Dass Harro Bodmer den Bestand seines Zweigs sichern wollte, ist verständlich. Jeder, der sich in seine Lage versetzt,

würde das Gleiche tun. Die Gesellschaft übt sich jetzt in höherer Mathematik und diskutiert die Erbfolge. Und glaubt, eine Erklärung gefunden zu haben, warum Harro Bodmer letzten Juni anlässlich seines 80. Geburtstags dem Kunstmuseum Chur für den geplanten Erweiterungsbau 20 Millionen Franken schenkte. Die Begeisterung für **Angelika Kauffmann** und **Not Vital** mag da mitgespielt haben. Im Communiqué über die Schenkung heisst es, «die Regierung hat Herrn Bodmer diese sehr grosszügige Zuwendung sehr herzlich ver-



*Nicht verwandt:* Adriana Bodmer, Marcel Ospel.

dankt». Die Adoption fand im Kanton Graubünden statt.

Übrigens: **Adriana Ospel-Bodmer**, die Frau von **Marcel Ospel**, ist mit den vermögenden

Bodmers weder verwandt noch verschwägert. Obwohl sich dieses Gerücht hartnäckig hält; es steht sogar in Wikipedia. Der Bodmer-Clan hat mit der dritten Frau von Ospel nichts zu tun. Höchstens früher mit deren Mutter. Die war Gemeinderätin in Zollikerberg.

Was **Beat Meyerstein** am meisten liebt, sind seine beiden schönen Töchter. Die blonde **Marlene** und die schwarze **Janine**. Meyerstein ist ein tüchtiger Geschäftsmann, der mit den Autowaschanlagen Autop sein Vermögen machte, seine Ex-Frau **Ellen Meyerstein** war am Erfolg massgeblich beteiligt. Die beiden Töchter sind Juristinnen, werkeln also fast überqualifiziert in der Gastronomie. Sie führen das «Meylenstein», das Lokal oberhalb der Waschanlage beim Bahnhof Tiefenbrunnen. Bar, Lounge, Eventhall, das «Meylenstein» ist ein multifunktionales Lokal, wo es auch zu essen gibt und eine gemütliche Terrasse mit Seeblick für die Raucher.

Das Lokal ist beliebt, doch das Konzept, dass die Goldküstler auf dem Heimweg noch kurz vorbeischaun und einen *nightcap* nehmen, ging nicht auf. Die Alkoholgesetze verhindern das, nicht jeder hat einen Chauffeur. Ab März ist das Lokal nur noch von Donnerstag bis Samstag ab 17 Uhr geöffnet.

Die wichtigste Änderung betrifft die Vermietung des Lokals. Die ganze Lokalität kann, an jedem Tag der Woche, für geschlossene An-



*Überqualifiziert:* Beat Meyerstein mit Töchtern.

lässe gemietet werden. Die «Meylenstein»-Ladys beraten und begleiten die Gäste gern bei der Planung ihres Events.

Kunsthändlerin **Kashya Hildebrand** lud in ihre Galerie zur Vernissage. Etwa fünfzig Gäste waren da, anschliessend geladen in ihr Haus in der Enge (TV-Liebling **Kurt Aeschbacher** ist Nachbar). Alles war vom Feinsten, das Essen thailändisch. **Philipp Hildebrand** war nicht da. Er ist in den USA.

## Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)



## Ich, der Wohlmeinende

Unser Kolumnist sieht zurzeit seine Stadt durch die sonnige Brille (in den meisten Fällen). Vielleicht, weil er umgezogen ist. Von Mark van Huisseling

Vergangene Woche war ich in Zürich. Möglicherweise stimmen die Betrachtungen, die ich gleich wiedergebe, nicht in den Augen anderer (Ihr Kolumnist ist, wie Leute wissen, die diese Spalte mit Regelmässigkeit lesen, recht oft unterwegs): Ich komme zu dem Schluss, in unserer Stadt passiert im Augenblick ziemlich viel, und die Stimmung ist in Ordnung bis gut. In den vergangenen Wochen öffneten mehrere neue Unterhaltungslokale. Zum Beispiel eine Bar/ein Restaurant sowie Nachtclub mit Namen «Vior» an der Uraniastrasse, dessen Inneneinrichtung teuer aussieht auf den ersten Blick, und eine Türe respektive einen Hauseingang daneben ein «Erlebnisgastronomiebetrieb», der «Mausefalle» heisst (die Unternehmer, höre ich, sind bereit, 720 000 Franken Jahresmiete für die – das kann man schreiben – Räume mit grosser Fläche zu bezahlen, nachdem lange Zeit keiner so viel ausgeben wollte).

Demnächst soll im ehemaligen «Saint Germain» (Sie erinnern sich vielleicht . . .) wieder eine Diskothek aufgehen. MvH bemüht sich im Grunde, bejahend zu sein (vor allem, wenn es sich um eher kleine Ziele handelt). Doch dieser Betrieb hat wenig erkennbare Voraussetzungen für Erfolg (Zugang über Lift, der mit Schneckengeschwindigkeit hoch- und runterfährt; *grand total* von null Parkplätzen nahe des Lokals an der Bahnhofstrasse respektive am Rennweg; dafür Leute, die nahe wohnen und über Lärm klagen können, und so weiter). Ich wünsche den Verantwortlichen des «Privé», so der Name, Glück. Dasselbe wünsche ich Phil-

ippe Haussener, mit dem ich bekannt bin und mit dem ich zusammenarbeite. Er eröffnet in der Alten Börse, auf der Rückseite des Hauses, am Wasser also, ein weiteres Restaurant (sein erstes, das «Tao's», finde ich gut, wenn auch ein wenig *pricey*), erst nach der Sommerpause aber. Mein Geld würde ich, nur zum Sagen, in Philippes Unternehmen investieren (nicht in das «Vior», nicht in die «Mausefalle» und mit Sicherheit nicht in das «Privé»).

Ihr Kolumnist, für die, die es interessiert, ist umgezogen (Postleitzahl nicht mehr 8057, was schade ist – in dem Verzeichnis «Who is Who in Zürich» [2010] stand: «der Klatsch-Papst aus Oerlikon». Das stimmte nicht, Oerlikon hat PLZ 8050, war aber einer der lustigsten Sätze, die bisher über mich geschrieben wurden). Jetzt wohnt er im Kreis 7, genauer: im östlichsten Viertel der Stadt, das zudem am höchsten liegt (604 Meter über Meer), und erreicht das «The Dolder Grand»-Hotel zu Fuss in zirka fünfzehn Minuten (falls er das möchte). Weil es ihm gefällt am neuen Ort, ist er möglicherweise wohlmeinender, was Zürichs Angebot angeht, als früher, das geht auch. Die Postleitzahl – Sie haben es herausgefunden – ist 8053, und zu Witikons Sehenswürdigkeiten gehört die katholische Kirche «Maria Krönung» von Justus Dahinden («ein eindrückliches Beispiel moderner Sakralarchitektur», Wikipedia; mir gefällt sie ebenfalls). Das «Crown of India»-Restaurant ist auch in Ordnung.

Wenn wir es davon haben (vom Umziehen): Im kommenden Mai oder so wiedereröffnen einige Galerien im dannzumal neuen Löwenbräu-Areal beziehungsweise «Kunstzentrum» (Homepage von Gigon Guyer, dem Architekturunternehmen, das dafür zuständig ist) ebendort. Wer die Liegenschaft, in denen sich etwa die Galerien Hauser & Wirth oder Bob van Orsouw im Augenblick befinden, noch nicht gesehen hat, sollte diesen oder kommenden Monat an die Albisriederstrasse 199a (in 8047, «Hubertus Exhibitions») fahren. Zurzeit (bis 14. April) ist in der Galerie van Orsouw «The Gallery Collection» ausgestellt; die Show, in der 208 mehr oder weniger wild zusammengestellte Bilder (zur Mehrheit Fotografien; darunter Werke von Walter Pfeiffer, Shirana Shahbazi, Douglas Gordon oder Nobuyoshi Araki) gezeigt werden, empfehle ich (mit Kurator Beda Achermann bin ich bekannt und arbeite ich ab und zu zusammen).

Die gute Nachricht aus Zürich Tiefenbrunnen: MvHs Promi-Interview-Night im «Meylenstein» von vergangener Woche war lustig (wie angekündigt), tatsächlich. Auch wegen Gaststar Claudio Zuccolini. Wer ihn respektive seine Witze verpasst hat (und das waren viele), hat eine zweite Chance – Zuccolini tritt zurzeit auf mit «Das Erfolgsprogramm», ich empfehle es (morgen, etwa, in Stein AG, übermorgen in Herzogenbuchsee oder am 11. April in Winterthur).

## Gesellschaft

# Schlitzauge

Von Beatrice Schlag — Der neue Basketball-Star Jeremy Lin ist das Ziel von alten Vorurteilen.

Vor einem Monat kannte niemand seinen Namen. Heute gilt Jeremy Lin, Amerikaner mit taiwanesischen Eltern, weltweit als Basketballphänomen. Der nur 1,91 Meter grosse neue Point-Guard



der New York Knicks – ein Zwergenmass für Basketballer – erzielte in den ersten vier NBA-Spielen, in denen er für die Knicks von Anfang an im Einsatz war, die Rekordzahl von 109 Punkten. Basketballfans versetzt die Zahl in eine Art Delirium. Legende Michael Jordan brachte es auf schlappe 99 Punkte.

Ob Jeremy Lin eine sagenhafte Glückssträhne hat oder auch irgendwann zu den Legenden gehören wird, weiss niemand. Tatsache ist, dass ihm trotz seines früh erkannten Talents für Basketball keine Universität ein Sportstipendium geben wollte, weswegen er in Harvard Wirtschaftswissenschaft studierte. Nach Meinung der Amerikaner sind Asiaten vielleicht gute Volleyballer oder Tischtennispieler. Aber von Basketball sollten sie besser die Finger lassen. Dass Lin bei den Knicks überhaupt zum Einsatz kam, verdankte er dem Ausfall von Stammspielern.

Noch erstaunlicher als Lins sportliche Leistung ist die Tatsache, wie viel seit seinem Höhenflug in den USA von Rassismus gegen Asiaten die Rede ist. Es begann mit dem lahmen Witz eines Fox-Reporters auf Twitter über die mutmasslich kärglichen Dimensionen von Lins Penis. Dann kam die TV-Grossaufnahme eines Transparents, das Lins Gesicht über einem *fortune cookie* zeigte. Ist je Käse auf Transparenzen für Roger Federer? Als die Knicks mit Lin erstmals ein Spiel verloren, bezeichneten es gleich zwei Moderatoren als «Chink in the Armor». Das heisst wörtlich «Schwachstelle in der Rüstung»; *chink* ist aber auch das Schimpfwort für Chinesen. Lin, das Schlitzauge. Das war alles nicht böse gemeint, nur launig und gedankenlos – wie Rassismus in jeder Ecke der Welt daherkommt. Die bei Kommentaren über Schwarze und Latinos auf verbale politische Korrektheit achtenden Medien erschrecken. «Jeremy Lin hat Amerika in die bisher ruhige Ecke beiläufiger Vorurteile und schlampiger Klischees über Asiaten gedribbelt», schrieb die *Los Angeles Times*.

# Von der Sonne geküsst

Von Jürg Zbinden

1 — Die kalbsledernen Lacktaschen der Maison Mollerus (siehe Seite «Im Gespräch») sind in fünf Glanzfarben (Pitch Black / Pink Flamingo / Royal Blue / Happy Yellow / Decent Orange) und in diversen Ausführungen/ Formen erhältlich: Der abgebildete Hingucker des Modells «Toronto» Decent Orange kostet dezente Fr. 649.–. Händlernachweis unter [www.mollerus.com](http://www.mollerus.com) (Service).

2 — Ein Cologne darf ruhigen Gewissens grosszügig auf seinen Träger oder seine Trägerin verteilt werden. Eines der besten und langlebigsten – es ist schon seit 1979 auf dem Markt – ist «Eau d'orange verte» der Maison Hermès. Frische Zitrusnoten von Orangen und Zitronen sowie kühlende Minze, Tropenfrucht-Akkorde und Holznoten machen Lust auf warme Sommertage. Verkehrt ist der Unisex-Duft nie, auch nicht im Winter. Und wer es lieber ein bisschen intensiver mag, der kann den Duft in konzentrierterer Form als Eau de Toilette erwerben. Der Preis für das Cologne: Fr. 76.– für 50 ml, Fr. 106.– für 100 ml, Fr. 138.– für 200 ml oder Fr. 208.– für ganze 400 ml. Im ausgewählten Fachhandel.

3 — Die Windsor-Frau zeigt sich diesen Frühling/Sommer sportlich-elegant, und die Signalfarbe dieser Saison ist sonniges Orange, sei es für eine Bluse, einen Gürtel, einen Blazer oder für die Shorts. Hier: fürs seidene Foulard (Fr. 399.–) und als schmal geschnittene Hose (Fr. 399.–). Dazu passen die himmelblaue Bluse (Fr. Fr. 319.–), der Glamour-Gürtel (Fr. 289.–) und das Top (Fr. 129.–). Als cooles Accessoire dient eine überdimensionale Pilotenbrille, beispielsweise von Ray-Ban oder von Police oder – wenn man einem Schweizer Designlabel den Vorzug geben möchte – von Strada del Sole. Bezugsinfo zum Outfit: [www.windsor.ch](http://www.windsor.ch) (Stores).

4 — Auch bei den Herren von Strellson ist Orange schwer angesagt. Das Modell «3511» von Strellson Premium kann gleich mehrfarbig, nämlich in Orange, Grün, Navy oder Blau, durch die Schlaufen gezogen werden. Der Verkaufspreis liegt etwa bei Fr. 75.–. Am besten kommen die Gürtel zur Geltung in Kombination mit einem blütenweissen oder einem pastellfarbenen Hemd ohne Krawatte. Bezugsinfo: [www.strellson.com](http://www.strellson.com) (Online-Shop und Händlersuche).

1



2



3



4



## «Grössere, unkomplizierte Taschen»

Mimi Mollerus über die richtige Lederpflege, den passenden Namen für eine Handtasche und handwerkliche Qualität.



«Detailverliebte Präzision»: Taschen-Unternehmerin Mollerus.

**Sie machen «erschwinglichen Luxus aus der Schweiz». Was verstehen Sie darunter?**

Wir sind stolz auf unseren Schweizer Qualitätsanspruch: hochwertigste Materialien, feinste Handarbeit, detailverliebte Präzision. Unsere Produkte werden ausschliesslich in Handarbeit einzeln hergestellt. Dabei ist Qualitätssicherung auf kontinuierlich hohem Niveau unser grösstes Bestreben. Es gibt Produzenten hier in der Schweiz, mit denen wir seit mehr als 25 Jahren zusammenarbeiten und die unsere Produkte und unseren hohen Qualitätsanspruch sehr gut kennen. Erschwinglich heisst zu einem fairen Preis, niemals billig. Sie sind ein inhabergeführtes Unternehmen, was bedeutet dies für Sie?

Wir sind ein echtes Familienunternehmen: Meine Mutter hatte die Ursprungsidee einer eleganten, modischen Taschenkollektion, die hochwertig, aber bezahlbar ist,

und mein Vater fuhr auf der Suche nach den besten Produzenten kreuz und quer durch die Schweiz und Italien, bis er fündig wurde. Er hat auch vor mehr als 25 Jahren noch persönlich die ersten Lieferungen zum Kunden Leder Locher nach Zürich gefahren. Heute bringe ich meine Ideen in unsere Firma ein und in ein paar Jahren hoffentlich meine Kinder. Die Leidenschaft für das Produkt, die Liebe zum Detail und die Kontinuität sind Dinge, die uns alle verbinden.

**Was unterscheidet Maison Mollerus von anderen Marken?**

Dies sind vor allem die Qualität und die Langlebigkeit. Wir arbeiten momentan ausschliesslich mit vier Ledersorten, die unserem hohen Anspruch an Tragkomfort und Wertbeständigkeit genügen.

**Welches Alter hat Ihre typische Kundin?**

Das Schöne ist, dass wir eine alterslose Marke sind. Wir sind ebenso beliebt bei der Studentin

oder der Berufsanfängerin, die sich ihr erstes Accessoire von bleibendem Wert gönnt, wie bei der Dame, die nach fünfzehn Jahren ihr Lieblingsmodell einfach nochmals kauft.

**Wie gross ist Ihr Sortiment derzeit?**

Wir verkaufen Taschen, Reisegepäck und Kleinleiderwaren. Ferner bieten wir Sommer- und Winterkollektionen an. Diese werden nur saisonal gefertigt und sind ausschliesslich in limitierter Auflage erhältlich. Momentan führen wir ungefähr 250 verschiedene Artikel, wovon einige Modelle seit der Gründung unseres Unternehmens vor 26 Jahren dabei sind und noch immer gerne gekauft werden.

**Welches ist Ihre It-Bag?**

Momentan ist es die quer umzuhängende Beuteltasche «Niesen», aber auch Taschen mit einem kurzen Griff wie das Modell «Monte Leone», welche man einfach nur lässig am Unterarm trägt.

**Wer lässt sich eigentlich die Namen für die Taschen einfallen?**

Bei seinen vielen Fahrten durch die Schweiz hatte mein Vater die Idee, unsere Taschen nach Schweizer Ortschaften, Städten und Dörfern zu benennen. Ausnahmen bestätigen die Regel. Sein Lieblingsmodell hat er natürlich nach meiner Mutter «Monika» genannt. Meine erste limitierte Kollektion durfte ich auch selbst benennen. Daraus wurde dann die «Sweets»-Kollektion mit den Modellen «Chérie», «Sweetheart» und «Schatzi». Ich war jung und sehr verliebt...

**Was ist der kommende Taschentrend?**

Der Trend geht momentan wieder hin zu grösseren, unkomplizierten Taschen, die sehr geräumig sind.

**Braucht eine Tasche auch einmal einen Service wie gute Schuhe oder eine Uhr?**

Im Allgemeinen sollten Taschen nicht überladen und regelmässig gepflegt werden. Je liebevoller man mit einer Tasche umgeht, umso länger bleibt diese schön. Ledertaschen sollten imprägniert und bei Nichtgebrauch separat in einem Stoffbeutel aufbewahrt werden. Unser Leder ist robust, aber jedes Leder, vor allem Naturleder, verändert sich im Laufe der Jahre, und wenn es Patina bekommt, ist dies ein schönes Zeichen für die Echtheit und die Qualität des Leders. Unser textiles Canvas-Material ist ebenfalls tragebeständig und bleibt oft über Jahre unverändert schön.

**Was tragen Sie in Ihrer eigenen Tasche mit?**

Nun, seit einigen Wochen wieder einen Nuggi ... und ansonsten das Übliche, denke ich: Portemonnaie, Agenda, Bonbons und Lipgloss. Der hilft zwar nicht gegen die Augenringe von den schlaflosen Nächten, pöppelt aber das Gesamtbild etwas auf.

Mimi Mollerus ist Mitglied der Geschäftsleitung von Maison Mollerus.

Die Fragen stellte Jürg Zbinden.

## Vom Zauberberg

Von Peter Rüedi



Werde ich doch oft gefragt: Warum sind Weine aus dem Burgund so teuer? Antwort: Sind sie gar nicht, erstens. Nicht unbedingt. Teuer sind die weltberühmten Lagen an der Côte d'Or zwischen Dijon und Beaune: Côte de Nuits und (auch weiter südwestlich des Hospice) Côte de Beaune. Daneben gibt es wunderbare Weine aus der südlicheren Côte Chalonnaise und dem Mâconnais, und die sind, wie der eher anderem zugewandte Norddeutsche sagt, für «en Appel und en Ei» zu haben. Zweitens: Selbst Winzer mit Kultstatus wie Jean-François Coche-Dury, dessen Weisse von der Lage Corton-Charlemagne auf Auktionen im vierstelligen Bereich gehandelt werden (pro Flasche, *bien entendu*), führen einen normalen Bourgogne blanc zu einem erreichbaren Betrag.

Das Problem: Die Nachfrage ist riesig, und Coche bebaut insgesamt elf Hektaren, mit dem Resultat, das ich den Blauen-Mauritius-Effekt nenne. Um beim Zauberberg Corton-Charlemagne zu bleiben, diesem magischen Hügel zwischen Pernand-Vergelesses und Aloxe-Corton: Den Grand Cru von dieser Lage, den Rapet Père et Fils produzieren (ein Betrieb mit auch nur 18 Hektaren), gibt's in der Version 2009 für 85 Franken. Gut, auch nicht, was man sich so zum täglichen Aperitif leistet. Aber unter uns: Was kriege ich in der Beiz für vier schlappe Zwanziger? Komme ich ihr mit dieser Argumentation, stöhnt die Restlebensgefährtin irgendwas von Vogel Strauss etc. Weil sie natürlich weiss, dass ich mich dort auch nicht ans Bier halte. Wenigstens nicht immer. Der Punkt ist: Weiss ich, dass ich etwas sehr Besonderes trinke, unverkennbar einen der besten Chardonnays der Welt (die Traube wurde am dritten Schöpfungstag für dieses Terroir und kein anderes erschaffen), dann ist mir das allemal den Einsatz wert. Finessenreich, feintönig nach weissen Blüten und Früchten duftend (Zitruspflanzen und Exotischeres). Opu- lent am Gaumen, aber nie fett. Imposant lang. Auch in der Lagerfähigkeit. Aber wer will so was zwanzig Jahre im Keller vergessen, mit dem Risiko, dass es an Erben fällt, die womöglich lieber Red Bull trinken?

Rapet Père et Fils: Corton-Charlemagne Grand Cru 2009. 13%. Riegger, Birrhard. Fr. 85.30. [www.riegger.ch](http://www.riegger.ch)

## Auf dem Sozialamt

Von Andreas Thiel — Auf welcher Seite des Schalters wird mehr Sozialhilfe empfangen? Eine Studie des Nationalfonds wäre die geeignete Grundlage für eine Präventionskampagne.

**Sozialfachfrau:** Sie wollen mehr Sozialhilfe? Reicht das, was Sie haben, denn nicht aus zum Leben?

**Sozialhilfeempfänger:** Zum Leben würde es schon reichen. Aber nach Abzug der Nebenkosten bleibt nichts mehr übrig.

**Sozialfachfrau:** Von welchen Nebenkosten sprechen Sie?

**Sozialhilfeempfänger:** Ich rede von den Abgaben, Bussen, Gebühren und Steuern. Wenn ich etwas zu Essen kaufe, anstatt Radio- und Fernsehgebühren zu zahlen, komme ich ins Gefängnis. Wenn ich verhungere, ist das dem Staat egal, solange ich die Gebühren bezahle.

**Sozialfachfrau:** Aber Sie erhalten doch Sozialhilfe.

**Sozialhilfeempfänger:** Die reicht nicht einmal mehr aus, um die Krankenkassenprämien zu bezahlen. Die sind nämlich schon wieder gestiegen. Und jetzt werden damit auch noch die Psychologen bezahlt. Das hat mich doppelt getroffen.

**Sozialfachfrau:** Wieso doppelt getroffen?

**Sozialhilfeempfänger:** Das treibt mich finanziell und psychisch in den Untergang. Dass mit meinem Geld schon wieder ein Psychologe seine Praxis renoviert, macht mich depressiv.

**Sozialfachfrau:** Sie sehen tatsächlich etwas bleich aus. Sie sollten auf eine vitaminreiche Ernährung achten.

**Sozialhilfeempfänger:** Ich kann mir eine vitaminreiche Ernährung nicht leisten. Nach all den Umweltabgaben und Steuern für die Bundespräventionskampagnen, welche zu einer gesunden Ernährung aufrufen, bleibt dem Bürger kein Geld mehr für gesunde Ernährung.

**Sozialfachfrau:** Möchten Sie einen Früchte-tee?

**Sozialhilfeempfänger:** Gerne, aber gebrannt, nicht gebrüht.

**Sozialfachfrau:** Alkohol ist ungesund. Darf ich Ihnen diese Broschüre mitgeben über unsere Bundespräventionskampagne gegen den Alkoholmissbrauch?

**Sozialhilfeempfänger:** Diese Kampagne ist Steuergeldmissbrauch! Ich kann mir wegen der Kosten für diese Broschüre nämlich gar keine Brille mehr leisten, um die Broschüre zu lesen.

**Sozialfachfrau:** Haben Sie denn immer noch keine Arbeit?

**Sozialhilfeempfänger:** Die Nebenkosten für Arbeit sind ja noch höher als die Nebenkosten fürs Nichtstun. Sie haben es gut, Sie sind eine Frau. Als Frau findet man problemlos einen Job in der Sozialbehörde.

**Sozialfachfrau:** Männer haben doch mehr berufliche Möglichkeiten als Frauen.

**Sozialhilfeempfänger:** Frauen haben dafür mehr Möglichkeiten, sich anzuziehen. Ich habe mir schon überlegt, Frauenkleider zu tragen, nur weil die Auswahl grösser ist.

**Sozialfachfrau:** Vielleicht sollten Sie mal zum Psychologen gehen.

**Sozialhilfeempfänger:** Wenn ich zum Psychologen gehe, dann sagt mir dieser, ich solle mehr Farbe in mein Leben bringen, kassiert von der Krankenkasse mein Geld und lässt sich damit seine Praxis neu streichen.

**Sozialfachfrau:** Psychologen müssen auch von etwas leben.

**Sozialhilfeempfänger:** Wenn nach den Ärzten und Krankenschwestern jetzt auch noch die Psychologen von der Krankenkasse leben, wovon sollen dann die Kranken leben? Von der Entwicklungshilfe leben schon die Entwicklungshelfer. Von der CO<sub>2</sub>-Abgabe leben die Klimafor-

scher. Die Politiker leben von der Mehrwertsteuer, die Polizei lebt von den Bussen, die Zöllner von Zöllen. Und von der Sozialhilfe leben vor allem Sozialarbeiter. Wer soll das alles bezahlen? Die Einzigen, die noch mehr bezahlen, als sie erhalten, sind die Sozialhilfeempfänger.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist. Der gebürtige Berner lebt in Indien. Zurzeit tritt er mit seinen Bühnenprogrammen «Politsatire 3» und «Politsatire 4» in der Schweiz auf.



Auto

## Wer hat's erfunden?

Wenn man heute einen Hybrid-Lexus fährt, ist es schon fast ein Ausflug in die Geschichte. *Von David Schnapp*

Die Rolle des Pioniers ist oft undankbar. Als das Strassenprestige von sogenannten Offroadern gegen null abgenommen hatte und sogar eine Initiative lanciert wurde, um diese (und viele andere) Fahrzeugkategorien aus der Welt zu schrotten, hatte die Toyota-Tochter Lexus schon längst eine Lösung: 2003 präsentierte man den Lexus RX 400h, wobei das kleine h den Unterschied ausmachte. Angetrieben von einem 6-Zylinder-Benzinmotor sowie einem Elektromotor, verbrauchte das Auto überraschend wenig Benzin. Heute ist die dritte Generation RX im Verkehr, die

gemäss Norm lediglich 6,3 Liter Superbenzin auf 100 Kilometer verbraucht, 148 Gramm CO<sub>2</sub> ausstösst und damit laut Lexus als einziges Fahrzeug in dieser Klasse die Energieeffizienz-kategorie A erreicht.

### Pionier des Niedrigverbrauchs

Als Lexus den ersten Hybrid-RX auf den Markt brachte, hatte die CO<sub>2</sub>-Hysterie kaum begonnen, der Verbrauch als wichtigste Kennziffer für die Qualität eines Autos war noch nicht ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt. Heute, wo sich jeder Hersteller mit Tiefstwerten beim Benzinverbrauch rühmt, ist fast vergessen gegangen, dass Toyota/Lexus unter den Pionieren in dieser Disziplin waren.

Grund genug also, den RX 450h wieder mal zu fahren, auch wenn dieses Modell schon seit 2009 auf der Strasse ist. Der japanische Luxus-Offroader hat eine zeitlos schöne Form, trotz der erhöhten Bodenfreiheit wirkt die Karosserie dynamisch-geduckt. Die äussere Eleganz kann der Innenraum nicht ganz einhalten, das Interieur wirkt zwar perfekt verarbeitet, die vielen Kunststoffflächen sorgen aber nicht ge-

rade für gehobene Lounge-Atmosphäre. Dafür ist das Cockpit übersichtlich, trotz japanischer Freude an verspielter Technik findet man sich problemlos zurecht.

Die Hybridtechnik ist aufwendig, hochkomplex und deshalb umso faszinierender. Wenn so ein Zweitonner lautlos davongleitet, ist das immer wieder ein schöner Moment. Kaum spürbar schaltet sich bei Bedarf der Benzinmotor dazu, und selbst der Vierradantrieb wird durch einen Elektromotor an der Hinterachse gewährleistet. Kritiker sagen, diese Technologie sei nur bei niedrigen Geschwindigkeiten effizient, sobald man längere, schnellere Strecken zurücklege, die nicht von den Elektromotoren bewältigt werden können, beeinflusse das Übergewicht von Batterien und Zusatzmotoren die Verbrauchsstatistik negativ. Ich muss zugeben, dass ich den Normverbrauch von 6,3 Litern weit verfehlt habe. Am Schluss waren es 9,5 Liter, die der Bordcomputer anzeigte, wobei ich einen relativ ausgewogenen Mix aus Stadt, Land und Autobahn zurückgelegt hatte. Auch dieser Wert ist allerdings für ein Fahrzeug von den Ausmassen des RX 450h noch in Ordnung.

Fazit: Mittlerweile gibt es verschiedene Hersteller, die Luxus-SUVs mit Hybridantrieb anbieten. Dem Lexus RX 450h kommt jedoch die Rolle des Pioniers zu, und das macht ihn zu etwas Besonderem.

### Lexus RX 450h Edition

Leistung: 299 PS, Hubraum: 3456 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 200 km/h  
Preis: Fr. 94 800.–





## Brautgeflüster

Die Psychologin Sheryl Paul, 40, und der Kunstprofessor Dave Finn, 46, sind seit fünfzehn Jahren verheiratet. Sie weiss alles über die Angst vor dem grossen Tag.

**Sheryl:** Im Verlauf meiner zehnjährigen Berufstätigkeit hatte ich es mit Hunderten von Frauen und Männern zu tun, die in monatelanger Arbeit dem perfekten Tag und dem grossen Glück entgegenfieberten und gleichzeitig panische Angst davor entwickelten, vor den Altar zu treten. Alle kennen den Hollywoodfilm mit Julia Roberts in der Hauptrolle: «Die Braut, die sich nicht traut». Es ist eine Komödie. Die Realität ist weniger amüsant, wohl auch weil es sich bei der Heiratsangst um ein Tabu handelt. Ein kleiner Zweifel, ein paar Tränen sind gesellschaftlich akzeptiert und können von der Mutter oder der besten Freundin weggetröstet werden. Tiefe und dunkle Angst, die Wochen oder gar Monate vor dem Ereignis auftritt, verunsichert und beschämt die meisten enorm, was dazu führt, dass man nicht darüber spricht. Erstaunlicherweise sind viel mehr Frauen als Männer betroffen.

**Dave:** Die Männer setzen den Impuls, sich aus dem Staub zu machen, eher kommentarlos in die Tat um. Hattest du eigentlich Angst, als wir geheiratet haben?

**Sheryl:** Vor dem grossen Tag, natürlich auch vor der Ehe mit all ihren Verpflichtungen, hatte ich Respekt, aber keine Angst. Mein Mann und ich trafen in einer Selbsthilfegruppe aufeinander, und es war definitiv keine Liebe auf den ersten Blick. Wir lernten uns gut kennen, wurden beste Freunde. Daraus wuchs die Liebe ganz gemächlich.

**Dave:** Wie mir meine Frau erzählt, interpretieren die Bräute ihre vorehelichen Zweifel fälschlicherweise als Anzeichen dafür, dass sie den Partner nicht wirklich oder nicht genügend lieben und im Begriff sind, einen Riesenfehler zu begehen.

**Sheryl:** Heiratsängste sind meiner Erfahrung nach sogar eher ein Zeichen dafür, dass die Beziehung gesund ist. Verhält es sich anders, bekomme ich es nach einem kurzen Treffen heraus: Abhängigkeiten, Fremdgängertum, Lügen, übermässige Kontrolle des anderen und unüberbrückbare Differenzen rund um Fragen der Religion oder den Kinderwunsch sind immer Alarmzeichen. Sie treffen bei



«Eine Krise vor grossen Entscheidungen ist normal»: Ehepaar Finn-Paul.

neunzig Prozent aller zweifelnden Bräute nicht zu. In meinen Schulungen, aber auch in den Foren, in denen ich Bräute mit lang verheirateten Ehefrauen zusammenbringe, die ähnliche Ängste ausgestanden haben, versuche ich zu vermitteln, dass es normal ist, wenn man vor der grössten Entscheidung, die es im Leben gibt, eine Krise schiebt.

**Dave:** Die hohen Scheidungsraten, aber auch eine riesige Heiratsindustrie, die nur überglückliche Paare zeigt, die alles im Griff haben, können auch stressen, um doch noch einige Gründe zu nennen, die zur heutigen Heiratsangst beitragen können.

**Sheryl:** Es wird nicht mehr geschlafen, nicht mehr gegessen, und an ein normales Funktionieren ist oft auch nicht mehr zu denken. Andere flüchten sich schweigend in die Organisation riesiger Hochzeiten, bei denen tausend Details perfekt aufeinander abgestimmt werden müssen. Dieses Verhalten kann eine

Therapie zur Ablenkung von ungunstigen Gefühlen sein, die aber nicht einfach verschwinden. Was nach der Heirat kommen kann, hat in den USA bereits einen Namen: die Post-Braut-Depression. Müsste ich im Vorfeld einer Hochzeit Ratschläge erteilen, die den persönlichen Stress und auch das Risiko, Panik zu bekommen, verkleinern, wären es folgende: Man soll nicht die ganze Energie auf das Planen des Festes verwenden. Man soll sich auch in der Vorhochzeitsphase Zeit für den Partner beziehungsweise die Partnerin nehmen und gemeinsam schöne Momente erleben, die nicht mit der Heirat zu tun haben. Man soll die eigenen Gefühle nicht unterdrücken und darf allfällige Zweifel einer vertrauten Person mitteilen.

Hochzeitsangst: [www.conscious-transitions.com](http://www.conscious-transitions.com)

Protokoll: Franziska K. Müller

# CORNERCARD – MEINE REFERENZ FÜR KREDIT- UND PREPAIDKARTEN.



Meine Wahl:  
Cornercard Gold.



Auch als **duo**  
Zwei Karten und mehr zum Preis von einer.

Cornercard bietet für alle und alles die passende Karte.  
0844 00 41 41 oder [www.cornercard.ch/gold](http://www.cornercard.ch/gold)

**cornercard**  
— [www.cornercard.ch](http://www.cornercard.ch) —